Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die Nonneninsel.

Erster Band.

Die Nonnensusel.

Ein Bauernroman

aus dem Pfälzer Wasgau

von

August Becker.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1886.

Das stille Dorf.

Zur Einleitung.

Weniger bekannt, als das goldene Weinland an der Haardt, ist dessen südliche Fortsetzung gegen das Elsaß hin, der Grenzstrich von Landau bis Weißenburg. In den Chroniken des späteren Mittelalters wird er als „der niedere Wasgau“ bezeichnet; den Pfälzern gilt er als das Oberland, die „alte Welt“, wo sich noch in Tracht, Brauch und Sitte viel ursprüngliches Volksthum bewahrt hat. Aus der gesegneten Rheinebene zwischen Queich und Lauter zum Wasgenwald des Heldenbuchs hinansteigend, umfaßt die Landschaft das frühere Gebiet der am Fuße der Vogesen vom fränkisch-austrasischen König Dagobert gestifteten Abteien Klingenmünster und Weißenburg im Wasgau.

Während die übrige in den Revolutionskriegen von den Franzosen eroberte Pfalz schon mit dem ersten Pariser Frieden wieder an Deutschland zurückkam, gab Frankreich unsere Landschaft, die sich der Republik gleich bei Beginn der Revolution freiwillig angeschlossen, erst nach der Schlacht von Waterloo heraus, nachdem schon Ludwig XIV. ihretwegen jene Mordbrennerkriege geführt hatte, durch welche die vorliegende Pfalz zur Wüste zwischen Frankreich und Deutschland gemacht werden sollte. Bis 1870 richteten die Franzosen ihre Aneignungspläne immer wieder in erster Linie auf diesen schönen, von ihnen noch zum Elsaß gerechneten Grenzstrich. Sie haben es niemals aufgegeben, Sympathien daselbst zu unterhalten, bis in unsern Tagen — zur Genugthuung der Bewohner — die völkerscheidenden Marksteine von der Lauter hinweg nach der First des alten Vogesus und weit hinein ins wälsche Gebiet Lothringens gerückt wurden.

Es ist eine schöne Landschaft, reich gesegnet vom Rheinstrom bis zum Saum des Gebirges, dessen vorderer Kamm die tiefen Forste der Weißenburger Mundat und des Abtswaldes von Klingenmünster trägt, hinter dem sich die Felsenwunder des inneren Wasgau vom kaiserlichen

Trifels bis zum Wasgenstein des Heldenbuchs aufthun.

Freundlich und anheimelnd zumal ist es an dem der Morgensonne zugekehrten Abfall des Gebirges. Von echten Kastanien umrauscht, von Reben umsponnen setzt da der alte Vosegus seinen Fuß etwas weiter in die Rheinebene vor. Fleißig angebaute hohe Hügelwellen bilden, gleichsam als dessen Zehen, von klaren Bächen bewässerte Gründe, die ihren Thalcharakter bis in die Nähe des Stromes bewahren. Das ganze Gebiet gewinnt damit eine ungleich reichere Gliederung als vor der Haardt. Jede Ortsgruppe, ja jedes Dorf in der grünen Bergwiege oben oder unten im üppigen Grunde ist eine kleine idyllische Welt für sich, und die üppigen Weinlauben, die mächtigen Kronen der Wallnußbäume, der Edelkastanien geben ihr den eigenen, fast südlichen Charakter.

Am anmuthigsten entfaltet sich die Mitte dieses Landstrichs, der Klingbachgrund, durch welchen von der Hauptbahn aus ein Postomnibus bis in meinen Geburtsort führt. Wer aber eine besonders wonnige Fußwanderung antreten will, steige bei dem Wasgaustädtchen Bergzabern aus dem Zuge der hier endenden Zweigbahn und hügelauf, hügelab, nordwärts nach dem von den

Ruinen Landeck, Madenburg und Neukastel überragten Flecken Klingenmünster hinunter. Es ist nur eine Stunde Weges durch Weinberge, kastanienumschattete Hohlwege, Fruchtfelder, Wiesengründe zu immer schöneren Ausblicken den Gebirgsrand entlang, wo rechts und links die Dörfer sich in ihre Obsthaine betten, die einsame Kirche hell vom Rebhügel blinkt und einzelne Häusergruppen hoch an den Berglehnen in den Kastanienwald hinan steigen. Westlich der Straße an den warmen Sommerhalden wiegt der Weinbau, östlich nach der Rheinebene fruchtbares Ackerland vor.

Viel tausendmal bin ich diese Straße hin und her gewandert; in jungen Jahren täglich zweimal mit dem Schulränzel auf dem Rücken, um in der Heimath des kräuterkundigen Tabernaemontanus, wo schon die Römer ihre Bergschenken hatten, in das Idiom Cäsars und Xenophons eingeweiht zu werden. Von jeder Höhe, über welche die Straße fährt, hatte ich den Anblick des blauen Schwarzwaldes, der aus dem dunklen Grenzforste der Rheinebene aufsteigend den Horizont als hohe Gebirgsmaner abschließt. Auf den Rückwege durfte ich länger verweilen und glaubte schon daheim zu sein, wenn der mächtige Schloßthurm von Landeck über den Weinhügeln meiner

Heimath auftauchte. Die Goldammern auf den Schlehdornzweigen, der schnarrende Wachtelkönig am Wiesengraben, der schmetternde Buchfink auf dem Mandelbaum, der oft schon unter Schneeflocken seine Blüthenpracht in den kahlen Reben entfaltete, waren mir vertraute Erscheinungen. Kaum bückte ich mich mehr nach den von den Bäumen gefallenen Wallnüssen im Straßenstaub, oder im falben Herbstlaub der Hohlwege nach den geplatzten Stachelhülsen der Edelkastanien, die man anderwärts Maronen, dort „Kästen" heißt.

Im Uebrigen waren mir alle Obstbäume am Wege vertraute Bekannte, besonders befreundet ein schöner Apfelbaum, der mir schon beim Durchschreiten der langen Dorfgasse von Pleisweiler von ferne gastlich entgegen winkte.

Dieser Apfelbaum, der mich so oft durch seinen Schatten und durch seine Frucht erquickt hat, stand — und steht vielleicht noch jetzt — bei der steinernen Ruhbank zwischen den Dörfern Pleisweiler und Oberhofen, welche nahe beisammen gelegen, politisch und kirchlich eine Gemeinde bilden, von jedem dieser Orte kaum einen Bogenschuß entfernt, über dem steinernen Sockel eines zertrümmerten Kruzifixes, weit überhängend

auf einer dornumrankten, moosgrauen Weinbergsmauer, aus deren Spalten mich jedesmal eine goldgrüne Eidechse geheimnißvoll anäugte, wenn ich den gefallenen Sommerapfel von der Straße aufhob. Zu Leide vermochte ich dem zutraulichen Thierchen nichts zu thun; denn der Kindermund wußte meinerzeit noch davon zu erzählen, daß Eidechsen dem Menschen gegen böse Schlangen warnend und helfend beistehen. Scheu zog sich das zierliche Geschöpf mit den Märchenaugen nur dann völlig zurück, wenn ich der Gastlichkeit des guten Apfelbaums etwa durch einen wohlgezielten Steinwurf zu Hilfe kam. Ich hatte hierin viel Uebung — aus bloßer Hand und mit der Schleuder, die ich, wie König David als Hirtenknabe, stets mit mir zu führen pflegte.

Nun war es ein heißer Nachmittag im Spätsommer. Kein Lüftchen regte sich in der Krone des Apfelbaumes. Und schon aus einiger Entfernung hatte ich bemerkt, daß kein Apfel heruntergeschüttelt meiner harrend im Staube der Straße lag. Die lange Gasse jenes Winzerortes lag bereits hinter mir, das kleinere Nachbardorf Oberhofen, still und wie ausgestorben, kaum hundert Schritte seitwärts von mir. Ich hätte die Ziegeln auf dem Dache der ersten Häuser zählen

können, so nahe lag der Ort. Dennoch konnte mich das stille Dorf, an welchem ich täglich vorüberkam, ohne es jemals zu betreten, in meinem Vorhaben, nach dem Wipfel des Apfelbaumes zu zielen, nicht aufhalten. Denn, wie gewöhnlich, lag der Gasseneingang schweigsam, verödet; kein Laut verrieth Menschennähe. Niemand war um den Weg, mein jugendliches Gewissen noch weich und biegsam, — ein Steinhaufen zur Beschotterung am Straßenrand bot das Geschoß, das ich denn auch, kurz besonnen, in die Baumkrone sandte, wo die Aepfel am dichtesten hingen.

Als ich jedoch hinzueilte, um meine Ernte zu halten, wie erschrak ich, einem Blick zu begegnen, der sich fest auf mich richtete. Es waren nicht die goldgeränderten Märchenaugen der grünen Eidechse, auch nicht die Argusaugen des gefürchteten Flurschützen. Es war das blaue, weitgeöffnete Augenpaar eines jungen Weibes, das eben aus der Wingertsfurche,*) in welcher der Apfelbaum wurzelte, hervorgetreten war, so daß sich die schlanke Gestalt hell von dem Weinlaub abhob. Ihr Antlitz, bis über die Lippen blaß, drückte gleich ihrer Haltung Schreck, Schmerz und kaum

---

*) Wingert = Weingarten, Weinberg.

verhaltenen Unmuth aus. Dem kleinen Weidenkorb, der ihr halb entglitten war, entrollten Aepfel und Weintrauben in die Brombeerhecke, indeß ihre Linke nach dem rechten Oberarm an der Stelle faßte, wo der rückprallende Stein getroffen haben mochte, wie ihre Haltung andeutete, als sie so plötzlich dem kleinen Frevler gegenüber stand.

Im Grunde noch mehr erschrocken, als sie selbst, verharrte ich, roth wie ein Blutfink, am Platze. Indeß hatte sie sich so weit erholt, um vollends die Stufen herunter zu kommen, worauf sie, neben dem halbversunkenen Kreuzsteinsockel haltend, mich mit einem strafenden Seitenblick noch schärfer ins Auge faßte. Ich bemerkte jetzt, daß sie ländlich, sommerlich gekleidet war, wie die Frauen der besseren Klasse jener Gegend. Der mir halb zugekehrte hübsche Frauenkopf ragte aus einer frischen Halskrause von der Form des Maria Stuart-Kragens und war von einer helm-artigen, blütheweißen Haube bedeckt, wie auf dem bekannten Orestesrelief von Aricia Klytämnestra und Elektra sie tragen. Von ihrem braunen Haar war außer dem Flechtenbund im Nacken nur das anmuthig gewundene Seitenlöckchen an der Schläfe und die vorderen braunen Scheitelsträhnen sichtbar, die sie jetzt mit dem Finger unter die

Haube zurückstrich, indem sie sich noch mit dem weißen Schürzenzipfel leicht über die Stirne fuhr, um sich dann voll mir zuzuwenden. Noch zögerte sie mit der Ansprache, wohl überlegend, was sie mit mir beginnen sollte.

Mir selbst ward dabei stets beklommener zu Muth. Seltsamer Weise fiel es mir diesmal nicht ein, zu entwischen. Ihrem Blick ausweichend versuchte ich, mich nach den Aepfeln und Frühschwarzen zu bücken, um die entfallenen Früchte ihr wieder zuzustellen.

„Hast Du geworfen, Kleiner?“ hörte ich sie jetzt fragen.

Mich halb aufrichtend nickte ich ein unumwundenes Eingeständniß.

„Darf man denn das?“ fuhr sie im Dialekt der Gegend fort, übrigens, wie mir schien, merklich milder, da sie meine Bestürzung und Verwirrung wahrnahm. „Wart', ich werd' es Deinem Vater sagen, was Du für Sachen anstellst. Aber,“ unterbrach sie sich selbst, indem sich der Unmuth in ihren einnehmenden Zügen mehr und mehr verlor, „wo bist Du denn her und wem gehörst Du denn?“

Verschüchtert gab ich die verlangte Auskunft.

„So, von Münster,“ wiederholte sie, die

gewohnte Abkürzung des Namens meines Heimaths-ortes gebrauchend, indem ein eigenthümliches, fast wehleidiges Lächeln ihre Lippen kräuselte. „Aber," Lieber, wenn's der Schütz gesehen hätte? Du bekämst ja ein Protokoll!" fügte sie mit wohl-wollend schreckhafter Mahnung an die landesübliche Anzeige durch den Feldhüter hinzu.

Indeß hatte ich mich beeilt, die ihrem Körbchen entglittenen Früchte wieder aufzulesen und ihr darzureichen, während sie hinzusetzte:

„Aber gelt, bei so schwülem Wetter kriegt man Gelüste nach Obst. Nun, behalt' nur die Aepfel und Trauben, still Dein Verlangen, wirf aber beileibe nicht mehr nach dem Apfelbaum, wenn Leute um den Weg sind, und — grüß' mir auch Deine Mutter schön!"

Damit strich sie mir die Wange, nickte mir nochmals freundlich zu und begab sich dann, ohne sich nochmals umzusehen, auf dem abzweigenden Seitenwege nach dem stillen Dorfe, während ich, mit einer neuen Erfahrung und der Errungen-schaft an erquicklichen Dingen, etwas nachdenklich meines Weges ging. War doch das Begegniß mir merkwürdig genug Dennoch — es sei dies hier vorausgeschickt — waren Aepfel und Trauben längst verzehrt, der Gruß an die Mutter ver-

gessen, als ich nach Hause gelangte, obwohl meine Gedanken auf dem Heimwege sich mit dem kleinen Erlebniß beschäftigt hatten, bis Anderes sie abzog.

Schädigung des Eigenthums oder gar körperliche Verletzung so ruhig hinzunehmen, ist sonst dort nicht Gepflogenheit. Noch nie hatte ich, auf einem kleinen Frevel ertappt, so viel nachsichtige Milde und Schonung gefunden. Als ich kurz vorher eine bissige Gans, die mich anzischte, ein wenig flügellahm geschlagen hatte, waren mir die racheschnaubenden Weiber in der langen Dorfgasse kreischend und zeternd nachgelaufen, mir die Haare auszureißen, die Augen auszukratzen, wenn sie mich kriegten. Und auch die Leute in dem stillen Nachbardorfe standen keineswegs im Rufe besonderer Liebenswürdigkeit. Um so seltsamer erschien mir der Umstand, daß sich die gute holde Frau dahin gewandt hatte, als sei sie da zu Hause.

Es hatte mit diesem Orte überhaupt seine eigene Bewandtniß. Viel tausendmal war ich schon, wie gesagt, an demselben vorüber, noch nie hineingekommen, — es blieb mir ein völlig fremder Ort. Mit einem Steinwurf hätte ich die Dächer erreicht, und noch nie hatte ich auch nur den Eingang der Gasse betreten, die sich von

der Straße abwärts, hinter Weinreben und Obstgärten verborgen, den Wiesengrund entlang zog. Kein Kirchthurm überragte die Hausfirsten, keine Glocke schlug zeitverkündend herüber, kein Brunnenrauschen unterbrach das Schweigen. Tiefe ungewöhnliche Stille lag über dem Orte. Man würde kaum geahnt haben, daß hinter den Bäumen auch Leute wohnen, wenn nicht zuweilen ein Hahnenkrähen, das Brüllen einer Kuh, oder das Gekläff eines Spitzes von dem Dasein menschlicher Wohnungen Kunde gegeben hätte. Dann und wann kamen auch schweigsame Menschen über die Gartenzäune den Feldpfad herauf nach den Wingerten an der Straße. Dann und wann stieß man auch auf die im Weinlande seltene Erscheinung einer eingepferchten Heerde des Schäfers von Oberhofen. Da stand der Patriarch im breitrandigen Hut und weißen Rock, mit Hund und Schippe neben seinem Schlafkarren in der Hürde des Brachfelds, oder zog drüben mit seiner Heerde im Sonnenschein über die entlegeneren Feldhöhen — stets eine so befremdliche als anziehende Erscheinung.

Wie ihr Schäfer in geheimnißvollem Rufe stand, als könne er mehr, als Brod essen, so galten die Bewohner des stillen Ortes überhaupt

als besondere, „aparte“ Leute, und man sagte ihnen nach, sie hielten sich selbst dafür. Daß sie sich gern abschlossen, war offenkundig. Nahm ihr Dorf auch noch Theil am Segen des Weinlandes, so zählte es doch keineswegs zu den eigentlichen Winzerorten, sondern mehr zu den Gaudörfern rechts von der Straße, deren Wohlstand auf dem Ertrag der weiten Feldmark, auf der eigentlichen Landwirthschaft beruhte. Und der kleine Ort galt als der reichste der Umgegend, seine Bewohner als fleißige, tüchtige Landwirthe, haushälterische, nüchterne Leute, die „nichts draufgehen lassen“ und aus jeder Scholle noch einen Extrathaler drücken möchten. Man warf ihnen Bauernstolz vor, ein einbildnerisches Selbstgenügen, ja eine gewisse Selbstbespiegelung, wovon ihr Spitznamen „Spiegelgucker“ herrühren mochte, gegen den sie jedoch viel Empfindlichkeit zeigten. Andere meinten, sie hießen nicht blos so ob ihrer bäuerischen Eitelkeit, sondern auch deswegen, weil sich hinter jeder Fensterscheibe — dort zu Land ebenfalls Spiegel genannt — neugierige Gesichter zeigten, sobald einmal ein fremder Schritt auf dem Pflaster erdröhnte, wenn es auch nur ein Holzschuh- oder Besenhändler oder ein nach Kälbern suchender Metzger war.

Ueberall am Alten hängend, wo ihr Vortheil es mit sich brachte, waren die Spiegelgucker von Oberhofen mitten in der gemischten Bevölkerung des Weinlandes ausnahmslos Protestanten, als frühere Reformirte der presbyterianischen Verfassung zugethan und — ohne pietistische Anwandlungen — mit einem Stich ins Puritanische, womit ihr republikanisch unabhängiger Sinn, der gelegentlich hervorbrach, sich wohl vertrug. Nur Bauern wohnten in dem stillen Dorfe, nicht einmal der Lehrer. Der kleine Ort hatte nicht Raum für Schulhaus und Kirche, die am Eingang des Nachbardorfes standen. Es war mit diesem und den links von der Straße, an den Bergen gelegenen Winzerorten Gleishorbach-Gleiszellen nach meiner Heimath Klingenmünster eingepfarrt, wogegen sich das Selbstgefühl der Oberhofener Bauern innerlich ebenso sträubte, wie gegen den Umstand, daß die Bürgermeisterwahl zuweilen auf einen Bewohner von Pleisweiler fiel. Wenn sie die Berührung mit den Schwestergemeinden sonst möglichst mieden und selbst ihre Heirathen am liebsten unter sich schlossen, mußten sie sich dennoch gefallen lassen, daß ihre Kinder gemeinschaftlich mit den andern in der Mutterkirche zu „Münster“ confirmirt wurden.

Da Straße und Feldweg oben und unten am Orte vorüberführten, war ich bei meinen täglichen Wanderungen nie in Versuchung gerathen, den kurzen Umweg durch das stille Dorf der Spiegelgucker einzuschlagen.

Einmal aber, an einem schulfreien Nachmittag, hatte mich mein Vater in Bergzabern abgeholt und mich in den „schwarzen Bären" mitgenommen, wo ihn zwei anscheinend vornehme Herren aus dem nahen Elsaß in einen politischen Discurs verwickelten, der anfänglich französisch, dann deutsch geführt wurde, weil mein Vater betonte, daß man sich in Deutschland befinde. Sie schienen sehr erstaunt, auf einen Mann zu stoßen, der die Sprache Frankreichs verstand und die elsässischen Verhältnisse kannte, trotzdem ihrem Chauvinismus gegenüber sehr entschieden auf seinem vaterländischen Standpunkt beharrte. Rühmten sich die Franzosen doch damals noch der Sympathien in unserer Landschaft. Bei meinem Vater waren sie nun an den Unrechten gekommen. Mit bestimmter Erklärung schnitt er das Gespräch ab, und wir machten uns auf den Heimweg. Durch Pleisweiler zur Ruhbank gelangt, wo bei dem steinernen Kreuzstrunk der Weg zu dem stillen Nachbarort ablenkt, schlug er vor, „einmal über Oberhofen

zu gehen“. Mir war es recht, und so betrat ich zum ersten Mal das Innere des Dorfes.

Ich entsinne mich nicht, daß mir — außer den Ziehbrunnen mit Rad und Eimer statt der gewohnten laufenden Brunnenstöcke — in der sauber gepflasterten menschenleeren Gasse etwas Besonderes aufgefallen wäre. Die tiefe Ruhe hatte nichts Ueberraschendes, weil sie vorausgesetzt werden konnte. So ungewöhnliche Stille habe ich denn erst viele Jahre später im wendischen „Hansjochenwinkel“ der Altmark und in den Flecken und Dörfern der Lüneburger Haide, seitwärts von Uelzen, wieder gefunden, wo die strohgedeckten Einzelhöfe nur die „Diele“ der Straße oder dem Dorfplatz, ihre Fenster jedoch rückwärts dem Baumgarten zukehren.

Hier in Oberhofen, das im niedersächsischen Flachland noch immer als großes Dorf gälte, standen die Häuser — im Charakter des Uebergangs rheinfränkischer Bauart zur alemannischen Form — wie allenthalben am Oberrhein in geschlossener Reihe mit hellblinkenden Fenstern, Giebel an Giebel die Gasse entlang; die geringern mit offenem Hofraum, die übrigen stattlich überm Keller auf steinernem Unterstock, das Fachwerk in weißem Kalkanstrich, das Gebälk in seiner

Naturfarbe; hoch darüber die zurückweichende Stirne der Dachwalbe, kleinere Schutzdächer über den Fensterreihen und dem großen Flügelthor, das, zwischen Hauptbau und Nebenhaus in steinernen Pfeilern hängend, den von Oekonomiegebäuden umschlossenen Hof nach außen sperrt, — jedes Heimwesen für sich eine feste Burg bäuerlich behaglichen Familiensinnes.

Während wir nun hallenden Schrittes die öden Gassen entlang wandelten, unterbrach mein Vater das waltende Schweigen, jedoch nur mit gedämpfter Stimme:

„Sieh Dir das Haus an.“

„Welches Haus, Vater?“

„An welchem wir jetzt vorüberkommen.“

Es war eines der stattlichsten und wohnlichsten in der Reihe mit hellen Scheiben unterm Fenstersturz, mächtigen Thorsäulen aus Quadern, daneben das „Nadelöhr“, die zum Plattenpfad des Hofraums und zum eigentlichen Hauseingang führende äußere Pforte — das Ganze in seiner Abgeschlossenheit ein Bild ländlichen Wohlstandes und saubersten Wohnlichkeit.

Ich frug, wer da wohne.

„Wenn ich die Zeit biete, thue ebenfalls Dein

Käppchen herunter," sagte mein Vater, ohne meine Frage zu beachten, im früheren Ton.

Als er nun nach einem der Fenster hinangrüßte und ich meine Mütze zog, bemerkte ich das vom weißen Vorhang halbverdeckte Antlitz einer Frau, die arbeitend dorten saß und nun, freundlich herausnickend, den unvermutheten Gruß erwiederte. Sie trug eine jener helmförmigen Hauben — dort nennt man sie Bätzen — die ich bereits mit der Kopfbedeckung der Klytemnestra und Elektra auf einem antiken Orestesbild verglichen habe.

Lebhaft frug ich, in ihr meine Unbekannte von der Ruhbank erkennend, wer die blasse Frau sei. Er winkte, zu schweigen, bis wir wieder außerhalb des Ortes seien, der mir in seiner sonstigen Oede wie ein verwunschenes Dorf vorkam. Erst draußen im Hohlweg bei den Hanflöchern, als wir, die zur Straße zurückführende Verbindung nicht beachtend, in der seitherigen Richtung verharrten, brach er sein Schweigen.

„Hast Du bemerkt," begann er, „daß Jemand die Nebelkappe an der Fensterscheibe zerdrückt, um uns nachzusehen? Nein! Niemand nimmt sich Zeit dazu, Alles ist bei der Arbeit daheim oder auf dem Felde. Man schafft ohne viel

Lärm. Da heißt es nicht: viel Geschrei und wenig Wolle. Es sind keine Manchettenbauern, sondern Jedermann greift rechtschaffen mit an. Trübselig sind sie deswegen noch lange nicht, — hat doch Oberhofen seine Musikanten, die sich während der Winterruhe einüben. Tüchtige Leute, solider Wohlstand, weil selbstverdient durch richtigen landwirthschaftlichen Betrieb. Haushälter ja, aber keine Hungerleider. Werden ihre Kinder konfirmirt, springen die Kronenthaler dem Herrn Pfarrer nur so in die Tasche. Freilich machen sie auch kein Hehl daraus, wenn er sie einmal zu lange auf den Beginn des Gottesdienstes warten läßt. Daß sie gern unter sich heirathen, nun, das Vermögen bleibt in der Familie. Sieh einmal die Fruchtäcker hier, den Weizen, den Raps, die Spelz und Gerste, den Hanf, den Klee, das Korn! Und so im ganzen Gemark."

Mein Vater beschrieb mit seinem Spazierstock einen weiten Kreis in der Luft, als wir so mit dem kleinen Bach den Wiesengrund entlang ostwärts wandelten, während er sich über die Oberhofener viel günstiger aussprach, als ich es zu hören gewohnt war. Vielleicht hielt er so große Stücke auf die Spiegelgucker, weil er selbst einer echten Bauernfamilie entstammte. Solche all-

gemeine Bemerkungen genügten jedoch meiner erwachten Neugierde nicht. Während bereits ein anderes Dorf, Niederhorbach, vor uns in Sicht kam, von welchem er ebenfalls Rühmliches aus gleichen Ursachen zu sagen wußte, fragte ich ihn direkt, wer die Frau am Fenster gewesen.

„Die Nonnensusel,“ antwortete er nach einigem Zaudern. „Es ist die Nonnensusel,“ fügte er dann mit achtungsvollem Nachdruck wiederholend bei.

Nonnensusel? Welch’ seltsamer Name!

„Es ist das natürlich nicht ihr Familienname,“ fuhr er erläuternd fort, „nur ein Beiname, — Jedermann führt in diesen Orten einen solchen, unter welchem man ihn kennt.“

„Aber woher hat sie den Namen, Vater?“

„Das ist eben ihre Geschichte,“ antwortete er, ohne Weiteres beizufügen.

Da war ich nun so klug, wie vorher. Daß es in der Gegend keine Klöster, also auch keine Nonnen gab, war mir bekannt. Ueberdies war Oberhofen streng protestantisch. Sollte diese Frau die einzige Katholikin und etwa in einem Kloster des nahen Elsaß gewesen sein?

Indeß schien mein Vater den zweifelnden Erwägungen, die ich bei mir selbst anstellte, einigermaßen entgegenkommen zu wollen.

„Man heißt auch Frauenzimmer, die lieber ledig bleiben, als heirathen wollen, neckend Nonnen," äußerte er leichthin.

Verwundert schaute ich zu ihm auf. Daß Frauenzimmer, die unverheirathet bleiben wollen, in der Pfalz so selten sind, als wirkliche Nonnen, wußte ich. Jedermann heirathet, wenn sich Gelegenheit giebt. Und daß Ledige ihre eigene Haushaltung führen, wie es hier der Fall schien, war mir unerhört.

„Das Haus gehört ihr und sie ist noch ledig?" erkundigte ich mich befremdet.

„Eigentlich ledig — dafür kann man sie doch nicht geradezu ausgeben," bemerkte der Vater stockend, so daß mir seine Zurückhaltung merkbar ward. „Eine charaktervolle Person und — eine merkwürdige, eine sehr merkwürdige Geschichte!" setzte er hinzu.

Und dabei hatte es sein Bewenden. Mehr wollte er offenbar nicht verrathen und war auch, wie ich ihn kannte, nicht aus ihm heraus zu bringen, wenn er sich nicht anders besann. Er konnte überhaupt — von Haus aus jedem Geplauder über Andere abhold — so vorsichtig als rücksichtsvoll sein. Nie habe ich ihn auf übler Nachrede betroffen, desto häufiger auf der Bekämpfung von

Vorurtheilen, indem er böse Mäuler, die es ihm nie verziehen, zum Schweigen brachte.

Indeß waren wir bei vorgerückter Stunde dem andern reichen Gaudorfe Niederhorbach so nahe gekommen, daß ich annahm, der Vater wolle noch seinen geschätzten Kollegen daselbst besuchen. Eben schlug die Thurmuhr von da vernehmlich herüber, als mein Vater mit dem letzten Schlag stehen blieb und, indem er die Spitze seines Stockes in den Acker am Wege stieß, sich plötzlich zu mir wandte.

„Hierher wollte ich Dich führen,“ sprach er, mich bedeutungsvoll anblickend, als setze er eine Ahnung des Grundes bei mir voraus.

Doch konnte ich nichts Auffälliges gewahren. Es war ein sogenannter Spitzacker, auf allen drei Seiten von Wegen umfaßt, die sich da schnitten.

„Hier,“ fuhr er fort, während ich begierig harrte, was er zu berichten habe, „hier stand die Kirche eines blühenden Dorfes, Weier hieß es, das gleich bei Beginn des dreißigjährigen Krieges durch Brand und Pest zu Grunde ging. Dieser Acker war der Kirchhof. Noch vor Kurzem standen die Grundmauern des Kirchthurms, und in einer Nische stieß man unter Anderem auf eine große

Bilderbibel, die wohl noch in Oberhofen oder Niederhorbach zu finden wäre."

Das war es nicht, was zu hören ich vorausgesetzt hatte. Noch immer erwartete ich, die Stelle in Beziehung zur Nonnensusel gebracht zu sehen. Allein es war eine Täuschung.

„Nun will es Abend werden," fügte er, links einschwenkend, bei. „Der Weg hier kommt von Weißenburg herunter und führt uns nordwärts über das Gefilde und den Kreuzstein nach Klingenmünster, heim zur Mutter. Es ist der alte Heerweg."

Der war mir seither nur aus unheimlichen Sagen bekannt. In der eingeschlagenen Richtung hoffte ich, der alte Heerweg werde nun dem Vater Anlaß geben, auf die Nonnensusel zurückzukommen und mit weiteren Aufschlüssen herauszurücken. Aber nichts dergleichen; nur die Mittheilung erfolgte, daß der langhaarige Merowinger Dagobert von Austrasien, der rheinfränkische Bauernkönig, auf diesem Heerweg nach seiner Residenz Landeck zu reiten pflegte. Damit deutete er, indeß sich der Abend über dem Bergforst des Wasgau und den Winzerorten oben entzündete und der Dämmerschein die weite Flur verklärte, über die Kastanienbüsche der Kreuzsteinhänge hin

nach dem auftauchenden Thurm jener Burgruine, die in späterer Zeit wohl dem schönsten, von der Wassischenfirst bis zum Rheinstrom reichenden kurpfälzischen Amte den Namen gegeben hat.

Daß es den Vater reute, der Nonnensusel erwähnt zu haben, hätte mir bereits auffallen müssen, als wir so am dunkelnden Abend über baumleere Feldhöhen und an verrufenen Stellen vorbei dem Heerweg folgten. Vor uns setzte Reinecke Fuchs auf der Hasenjagd über den Einschnitt. Gespenstig, im weißen Rock, auf seine Schippe gelehnt, stand einsam der Schäfer am Hochrand des Hohlwegs. In dessen Tiefe spukten seltsame Schatten, als käme eben Prinz Walther von Aquitanien mit Prinzessin Hiltgunde hinter sich im Sattel dahergetrabt auf seiner Flucht nach dem Wasgenstein. Doch war es nur ein quer auf seinem Gaul heimreitender Ackerknecht. Vor tausend Jahren aber zogen da gewaltige Heerhaufen der Karolinger nordwärts, nachdem auf jener denkwürdigen Uebereinkunft zu Straßburg zuerst die Scheidung romanisch-französischen und deutschen Idioms sich beurkundet hatte; Ludwig der Deutsche hielt die Rheinstraße ein, Karl der Kahle von Frankreich, der Sohn der schönen Judith, am Gebirgssaum unsern

Heerweg. Und wer war — auf der Romfahrt nach Burgund, von Hagenau zum Trifels, von Stift Weißenburg zum Stift Klingenmünster — ihn seitdem noch gezogen! Welche Erinnerungen weckte der Heerweg (den seltsamerweise gerade auf dieser Strecke, wo sein alter Name noch erhalten ist, ein Mitarbeiter der „Bavaria" willkürlich, wie fast immer, um eine Meile östlicher verlegt!). Seine historische Bedeutung war jedoch für mich an jenem Abend nicht vorhanden; meine Gedanken kehrten immer wieder zu der Frau im stillen Dorfe zurück, bis wir oben beim Friedhof auf der Kreuzsteinhöhe der Ruine Landeck gegenüberstanden und die heimathlichen Lichter im Thale erblickten.

Meines Vaters Mittheilungen über das ver-verschwundene Dorf haben mich später zu der vielfach nachgedruckten Erzählung. „Die Pestjungfer" — im Urkundenstil der Zeit des dreißigjährigen Krieges — angeregt. Die Nonnensusel schien einen noch dankbareren Stoff zu bieten. Doch, wie der Vater auf jenem abendlichen Gang nicht wieder auf dieselbe zurückgekommen war, wich er auch in der Folgezeit Fragen hierüber aus, schien sie zu überhören oder entzog sich unter allerlei Vorwänden und Ausflüchten be-

stimmter Auskunft auf unmittelbare Erkundigung. Er behauptete wohl gar, von nichts zu wissen. Unverkennbar hielt ihn irgend ein Umstand in der Lebensgeschichte jener Frau ab, mir Näheres anzuvertrauen.

Andere waren weniger zurückhaltend. Ich kam allmälig dahinter, welche Leidenschaften und Schicksale die scheinbar so ruhige und durchsichtige Oberfläche ländlichen Daseins zuweilen deckt. Als ich nur einmal erfahren, unter welchen Umständen die Nonnensusel einst nächtlicher Weile auf dem Heerweg mit den Geistern der Vergangenheit und dem unheimlichen Spuk im eigenen Bewußtsein am untergegangenen Dorfe vorüber gekommen, war meine Theilnahme unabweislich geweckt. So oft ich von München wieder nach den heimischen Bergen kam, forschte ich dem Geheimniß jener Frauenseele weiter nach. So manchen Gang über Feld machte ich zu diesem Behufe, und nach langer vergeblicher Mühe auch die Bekanntschaft des damaligen Schäfers von Oberhofen. Auf der Deichsel seines Schäferkarrens sitzend, wenn die Schatten der weißen Herbstwolken vom Gebirge her über das weite Gefilde flogen, horchte ich Mittheilungen, die zumeist recht nüchtern erflossen, zuweilen aber auch fragmentarisch dunkel orakelten.

Mein guter Vater sah dies Treiben mit ungünstigen Augen. Einmal fragte er, warum ich meinen Stoff nicht in vornehmerer Gesellschaft wähle. Wen er darunter verstand, konnte ich mir wohl vorstellen, ihm aber nicht sagen, wie unendlich gleichgiltig mir dergleichen Leute längst geworden; sondern ich fragte nur, ob er je gehört, daß Künstler und Poeten sich von Präsidenten und Räthen angeregt fühlen, für Friedensrichter und Landkommissäre sich begeistern und für Notare schwärmen.

„Nein!“ fügte ich bei. „Von der Nonnensusel und den Spiegelguckern will ich erzählen.“

Er machte ein bedenkliches Gesicht. Stand doch auch die Empfindlichkeit der Bewohner des stillen Dorfes in keiner angenehmen Aussicht.

„Warte wenigstens damit, bis ich nicht mehr bin!“ meinte er.

*

Seit vielen Jahren ruhen nun Vater und Mutter auf der aussichtsreichen Höhe des heimathlichen Friedhofs über den steilen Hohlwegen des breiten Kreuzsteinrückens. Lange habe ich die Hoffnung gehegt, diese und manche andere Erzählung aus den Erinnerungen meiner Jugend

einmal an Ort und Stelle, im lebendigen Eindruck der umgebenden Natur schreiben zu können. Doch auch dieser Traum ist ausgeträumt. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich überhaupt meine Heimath nicht wieder sehen, und wenn diese Erzählungen noch vollendet werden sollen, muß ich mich beeilen, sie zu beginnen.

Erstes Kapitel.

Frau Juliane.

Mehrere Jahre nach der Gründung der unirten pfälzischen Kirche durch die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner hatte es an einem heiteren Herbstsonntag bereits zwei Mal zum Frühgottesdienst geläutet. Im dunkeln Feiertagsstaat, mit dem neuen Gesangbuch unterm Arm, kamen die Leute schon die Gasse herauf, um bei ernster Sammlung und Haltung, gemessenen Schrittes, gruppenweise oder einzeln, die kleine Feldstrecke bis zur Kirche am Eingang des Nachbardorfes zurückzulegen. Dort war noch die Ankunft des Geistlichen abzuwarten, der jeden Sonntagmorgen von Klingenmünster her zur Besorgung seiner Filialen über die Feldhöhen und Rebhügel wanderte.

In der mit weißem Sand bestreuten Stube eines der besten Häuser des stillen Dorfes stand eine stattliche Frau mit ihrem heranwachsenden Töchterchen am breiten Renaissancetisch aus Eichenholz, im Begriff, eine dampfende Weinsuppe nebst Weckschnitten aus gebähten Semmeln anzurichten, als eine junge Magd etwas hastig hereintrat.

„Bas, ich möcht' auch in die Kirche," redete sie die Hausfrau an. „Es wird bald zusammenläuten, — der Herr Pfarrer wird gleich über den Berg kommen, und der Vetter ist auch schon fort."

Frau Juliane Groß, welche eben einem großen, massiv aus Nußbaumholz verfertigten Wandschrank ein zierliches Porzellangeschirr entnahm, das zu jenem Zwecke paßte, kehrte sich bei der letzten Bemerkung langsam um.

„Was geht Dich der Vetter an?" fragte sie mit einem Blick, unter welchem die dralle Dirne bis unter die schwarzbraunen Scheitelhaare erröthete. „Als Presbyter muß mein Mann in die Kirche, nicht ich oder Du. — Hättest übrigens schon gestern fragen können, Nettl. Du bist ja jetzt eine eifrige Kirchgängerin." Die junge Magd wußte nicht, wohin sie blicken sollte unter den

strengen Blicken der Gebieterin. „Abhalten will ich Dich nicht,“ fügte diese minder hart hinzu. „Setz' aber vorher noch das Rindfleisch bei, das Sauerkraut mit Dörrfleisch über und vergiß nicht, die Kästen*) abzubrühen. Dann, Nettl, kannst Du meiner Eve gleich die Kindbettsuppe da mitbringen, verstehst'?“

„Ja, Bas!“ Und die Magd schlüpfte zur Thür hinaus, um dem Küchenauftrag nachzukommen und sich vollends anzuziehen, während die Hausfrau, mit ihrem Töchterchen, die Speisen für die junge Wöchnerin in einem Körbchen unterbrachte. „Du bist Tante geworden, Susel,“ sagte Frau Juliane, „mußt jetzt Deiner Mutter unter die Arme greifen lernen, mein Augapfel. Wir müssen zusammenhalten, Kind, und was gewonnen wird, ist Dir gewonnen, kommt Dir zu gut. Guck, da draußen wartet Vetter Balzers Hannes auch mit seinem Gesangbuch,“ fügte sie durch das Fenster blickend hinzu, ohne daß der Hinweis jedoch des Mädchens Aufmerksamkeit dahin wandte.

Nach einander kamen jetzt die Bewohner des

---

*) Kästen = edle Kastanien, die gedörrt und gedünstet auch als Gemüse gegessen werden.

Hauses, um ihren Kirchengang anzuzeigen; zuerst Hanjerg, der verheirathete Knecht, der nach dem Gottesdienst noch seine „Alte“ aufsuchen wollte. Er möge seine Käthrine grüßen, sagte die Hausfrau zu dem Getreuen, indem sie ihn entließ. Kaum war er draußen, streckte eine alte Magd den Kopf mit einem alterthümlichen, rundanliegenden, schwarzgetüpfelten Nebelkäppchen auf dem ergrauten Haarwulst herein und kreischte mit starrem Lächeln: „Juliane, möcht' ein bissel beten gehn, — kann's auch brauchen.“

„Hab' nichts dagegen!“ winkte die Hausfrau, sich wieder zu ihrem Töchterchen wendend: „Was nur die taube Aplone in der Kirche thut! Daß wir nicht mehr reformirt, sondern unirt sind, weiß sie kaum. Sie schleppt noch das alte Gesangbuch mit dem Resedenzweig darin mit, wie in jungen Jahren. Wenn sie mir nur nicht wieder mitten in der Predigt ihren Psalm anstimmt!“

Mit einem Lächeln drückte Susel den Deckel des Körbchens sorgsam zu, als ein etwas ungeschlachter Bursche von unangenehm derben Gesichtszügen hereinstolperte, um sein Gesangbuch vom Wandschrank herunter zu holen. Man hätte ihn für den zweiten Knecht halten können, wenn

er sich nicht so ungezwungen, vielmehr ungehobelt benommen hätte. Denn er nahm seine Marderpelzmütze nicht ab, und als Frau Juliane bemerkte: „Auch Du, Stoffel, gehst in die Kirche; Deine Mutter kann ja zusehen, wie sie daheim zurecht kommt,“ fragte er zurück, was er denn vom Daheimbleiben hätte, worauf Frau Juliane mit entsprechender Handbewegung äußerte: „Ab von der Schippe, — Ihr könnt Alle abkommen!“

Während nun Stoffel, der mit seiner verheiratheten Schwester Eve aus erster Ehe der Mutter stammte, sich zu seinem draußen wartenden Freunde Hannes gesellte, sagte Frau Juliane zu ihrem jüngsten und einzigen Kinde aus zweiter Ehe: „Ja, wir bleiben auf einander angewiesen, mein Herz!“ Aber die Anwandlung von Zärtlichkeit wich rasch einem befremdeten Blick, als jetzt die junge Magd, zum Kirchgang gerüstet, wieder eintrat. Deren Anzug scharf musternd, äußerte die Gebieterin etwas ungnädig: „Hast Dich ja recht herausgeputzt, Nettl. Ist das blaue Seidentüchel ein Kirwestück?“*)

*) Kirwestück = Kirchweihgeschenk.

„Ja, Bas," antwortete die Magd, um nicht zu widersprechen und rasch hinaus zu kommen, indem sie den Henkel des Körbchens faßte, während die Hausfrau ihr mit den Augen folgend noch unter der Thüre nachrief:

„Besorg's gut, sag', ich käme bald selber nach und — guck' mir in der Kirche nicht so nach den Mannsleuten. Hörst Du!"

„Ja, Bas, will's ausrichten," sagte Nettl und war schon draußen auf der Gasse.

Mit „Vetter" und „Base" werden nach schöner patriarchalischer Sitte jener Gegend Herr und Frau des Hauses vom Gesinde unbeschadet des Respekts angeredet, und diese Benennung bleibt für's ganze Leben, auch nachdem das Dienstverhältniß sich längst aufgelöst hat. Dementsprechend sind Knecht und Magd gehalten, essen mit am Familientisch und gelten den Kindern, mit welchen sie der Hausordnung unterworfen sind, als gewissermaßen zur „Freundschaft" d. i. Verwandtschaft gehörig. Denn „Freunde", „Befreundete" heißen die Verwandten, so daß Franz von Sickingens Todesklage: „Unsere Freunde sind unsere ärgsten Feinde!" zuweilen noch jetzt zur Geltung gelangt. Nur gute Freunde brauchen keine Verwandte zu sein.

Da Tagelöhner stets zu haben sind, werden dort zu Land nur wenig eigentliche Dienstboten gehalten. Kleinere Leute, deren Feldbetrieb nicht ihre volle Zeit in Anspruch nimmt, arbeiten willig und gern im Tagelohn, zudem schaffen Söhne und Töchter tüchtig mit. Sah Stoffel wie ein Knecht aus, so arbeitete er auch trotz solchem, befand sich gut dabei und entzog sich, obwohl ihm sein Vermögensantheil bereits hinausbezahlt war, so wenig einer Aufgabe, als Hanjerg, der langjährige Acker- und Pferdeknecht.

Neben dem lebenden Erbstück, der alten Aplone, die das Kleinvieh besorgte, auch sonst mithalf und im Uebrigen der im Vorbehalt wohnenden Großmutter zur Verfügung stand, hielt Frau Juliane, da ein Kindermädchen nicht mehr nöthig und für den Winter eine eigene Spinnfrau leicht zu haben war, nur noch eine Magd für die Melkkühe und die Küche. Seit Weihnachten war es Nettl vom Gleiszeller Berg.

Ja, diese Nettl! Weil sie in Münster gedient und da zwei Jahre ausgehalten hatte — Frau Juliane nährte ein Vorurtheil gegen den Ort — mußte etwas an ihr sein, und so war Nettl anderen vorgezogen und gedungen worden. Droben am Waldrand des Hatzelberges, wo die

Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen, hoch über den Münsterer Steinbrüchen lebte ihre Mutter in einem Stübchen jener Häusergruppe, welche, noch bedeutend über dem an sich hoch gelegenen Winzerdorf Gleiszellen, die höchsten Wohnsitze am ganzen Gebirge in sich vereinigt. Das arme Weib hatte nach mütterlicher Gepflogenheit bei der Verdingung ihrer Tochter der neuen „Base" strengste Ueberwachung auf die Seele gebunden. Und kam sie seitdem einmal, sich umzusehen, fand sie immer eine offene Hand; denn Hartherzigkeit gegen die Armuth war Frau Julianens Fehler nicht. Und Nettl, die Tochter dieser Bedürftigen, fing nun an, sich so auffallend zu putzen!

Etwas nachdenklich hatte sich Frau Juliane, während ihr Töchterchen sich in die Küche begeben hatte, mit einem Gesangbuch ans Fenster gesetzt, ohne rechte Andacht darin blätternd, indem sie dazwischen einen Blick auf die verödete Gasse warf. Eben war nur noch, als letzte Kirchgängerin, die alte Bärbel aus dem Häuschen beim Hanfloch mit wackelndem Kopf und Rockwulst vorüber gekommen und hatte, zum Fenster aufblickend, in ihrer Weise gemurmelt: „Die Juliane braucht nicht in die Kirche zu gehen, Gottes Segen fließt

ihr doch zu. Wo viel ist, fällt viel hin — und wer das Glück hat, dem kalbt der Sägbock, — ach Gott, mein Herr und Tröster:“ seufzte die Alte und kroch weiter.

Nun lag noch tiefere Stille als sonst, Sonntagsruhe überm Dorf und über Haus und Hof der Beneideten. Nur dieser selbst schien die rechte Ruhe zu fehlen. Lange in keine Kirche mehr gekommen, las sie einen Liedervers, dachte jedoch an Anderes. Ohne die nöthige Sammlung blieb auch die Andacht aus.

Diese Nettl! Die Dirne war im Grunde nicht übel; gutmüthig, willig, flink und unverdrossen bei der Arbeit. Früh bei der Hecke, ging ihr Alles von der Schipp', wie man in der Pfalz von tüchtigen Dienstboten zu sagen pflegt. Dabei war sie ein sauberes Ding, ohne Ansatz von Kropf, der auf den Gleiszeller Kalkhängen oft die Hübschesten verunstaltet. Draußen stets guter Laune, gern lachend und singend — beim Füttern im Stall, beim Grasen im Felde hörte man ihre helle Stimme — war sie in der Stube vor „Bas“ und „Vetter“ zumeist still, schüchtern, bescheiden, als könne sie nicht drei zählen. Kurz, es gab nicht viel an ihr auszusetzen, als daß sie mit einem Male anfing, sich zu putzen — für wen?

— und schön zu machen, statt ihre Mutter zu unterstützen. Wie kam sie zu dem Staate? Hing sie ihren Lohn daran? Das erregte Bedenken. — Indeß hatte die Hausfrau doch auch noch andere Sorgen.

„Ich werde ihr gelegentlich den Kopf zwischen die Ohren setzen!“ sagte Frau Juliane, indem sie, mit dem Gesangbuch die Grübelei bei Seite schiebend, aufstand und sich in die Küche begab. Doch auch hier litt sie es nicht lange. Ihr Töchterchen mahnend, das Abschäumen der Fleischbrühe nicht zu versäumen, stieg sie die Treppe hinan, wuchtigen Schritts in der Oberstube umher stöbernd. Als sie wieder herunter kam, ließ sie die Blicke nochmals flüchtig umhergehen und begab sich dann über die Schwelle in den Hof.

Dieser war sauber gekehrt, der zu den Ställen führende Plattengang blank gewaschen, das Hofthor verschlossen. Den Riegel der kleinen Eingangspforte daneben schob Frau Juliane selbst vor, warf einen hastigen Blick nach den von Vorhängen dicht verhüllten Fenstern des „Altentheils“ und begann ihren Umgang. So weit war Alles in Ordnung. Wedelnd kam der treue Spitz, die Herrin zu begleiten. Der Haushahn krähte inmitten seines scharrenden Volkes am hochge-

schichteten Dunghaufen; neben dem leeren Schafstall grunzten die Speckschweine vergnüglich hinterm Trog. Sauber gestriegelt und wohlgefüttert stampften die Gäule in ihren Ständen; behaglich wiederkäuend lag im Kuhstall das Melkvieh vor der Krippe, und selbst „Stern", die Lieblingskuh, wandte brummend kaum den Kopf nach dem Kleebüschel, das ihr die Hausfrau aus der Futtertenne mitgebracht hatte.

Ueberall sah Frau Juliane nach — in Scheuer, Barren, Spreukammer, Kartoffelkeller, in Schuppen, Wasch- und Kelterhaus, bald flüchtig obenhin, bald schärfer prüfend, mit Gemurmel oder laut hervorbrechenden Tadel, da etwas aufhebend, dort zurecht rückend, jetzt bedächtig, betrachtsam, dann emsig weiterschreitend, um plötzlich ein Hinderniß weg zu räumen und eine dunkle Ecke genauer zu untersuchen, in seltsamer Anwandlung Alles bei Seite schiebend, mit eigener Hand in einen Winkel, in eine Nische, in ein spinnwebiges Mauerloch zu greifen. Auf jede Unebenheit, jede Ritze war hierbei ihr Augenmerk gerichtet. Um so befremdlicher der rasche Uebergang, mit welchem sie unvermittelt den Blick oberflächlich, gleichgiltig über Raum und Gegenstände gleiten ließ, wenn sie unter freiem Himmel zurück trat, um dann wieder

mit gespanntem Ausdruck eine Fuge zwischen Wand und Decke, unterm Gesims, hinter vorragendem Gebälk gleichsam in augenblicklicher Eingebung sorgfältig zu betasten, als sei da Besonderes zu ergründen.

Daß dies wunderliche Benehmen nicht Einfällen willkürlicher Laune entsprang, erhellte aus Frau Julianens Haltung. Vorsichtig, ja ängstlich sah sie sich zuweilen um, ob sie in dem nach außen völlig abgeschlossenen Hofe nicht dennoch bei ihrem Thun beobachtet werde, stets beflissen, den Schein der Nachforschung zu vermeiden und ihre Unbefangenheit zu bewahren, wenn sie aus gedecktem Raum zurücktrat. Die Unruhe, von welcher sie umher getrieben wurde, mußte neben der gebotenen Umsicht der sorglichen Hausfrau noch einen besonderen, geheimen Grund haben. Vielleicht schloß ihr Töchterchen, wie eine lauernde Nachbarin hätte schließen können: die Mutter forsche nach verlegten Eiern der Haushühner. Denn daß sie nach einem Versteck suchte, war klar, doch nicht mit welchem Argwohn und zu welchem Behufe.

Nur der eigentliche Weinkeller blieb ihren Nachforschungen entrückt. Denn dort war schon jeder Stein, jede Fuge, jede Schwelle so genau

und so oft untersucht worden, daß es völlig unnütze Mühe gewesen wäre. Zudem scheute sie, allein den dunkeln Raum zu betreten. Ihr erster Mann und dessen Vater hatten sich, wie so viele Andere im Weinland, dort den Tod geholt durch heimliches „Petzen“, wie man in der Pfalz das Kneipen und damit auch das Trinken benennt. Die Dienstboten wollten seitdem bald den verstorbenen Mann, bald den Großvater in Kniehosen, Wadenstrümpfen und weißer Zipfelhaube im Hause umgehen, besonders am Faßspund drunten im Keller gesehen haben. Glaubte auch Frau Juliane nicht an den Spuk, so war ihr doch der unterirdische Keller umheimlich, — sie mied ihn gern und beschränkte also ihre Untersuchung auf die Räume, die über der Erde lagen.

Theils mit zufahrendem Entdeckungseifer, theils mit einem Anflug gelassenen Verzichtes ward endlich auch das Backhaus besichtigt, dessen Ofen, vom gestrigen Kuchenbacken noch warm, Hürden voll Backobst enthielt. Da sich auch hier nichts Besonderes vorfand, wurde damit der sonntägliche Umgang beschlossen.

Frau Juliane trat mit einer Geberde, als wolle sie Antrieb und Zweck ihres wunderlichen Trachtens als eitle Grille und unnütze Quälerei

von sich abschütteln, in den freien Hofraum zurück und fand, nach den Fenstern des Nebenbaues emporblickend, zu ihrer Beruhigung, daß dieselben geschlossen und wie gewöhnlich dicht verhängt waren. Indem sie den Hund zurückscheuchte, schickte sie sich mit ernster Fassung an, in diesem Nebengebäude, das seinen Giebel ebenfalls der Gasse zukehrte, zum Oberstock zu gelangen, wobei es galt, eine unangenehm knarrende Treppe möglichst leise hinan zu steigen.

Oben angelangt, verhielt sie sich ein wenig ruhig. Sie vernahm hinter einer Thüre ein schwaches Hüsteln und Aechzen. Nun wandte sie sich gegen dieselbe, pochte an — und trat in eine freundliche, kleine, weißgetünchte, saubere Stube mit Alkove und Gardinenbett, in welchem eine alte Frau anscheinend schwer krank und fast aufgelöst lag.

Zweites Kapitel.

Die Schwieger.

„Großmutter, wie geht's?“ fragte Frau Juliane theilnehmend, indem sie an das Lager der Mutter ihres ersten Mannes trat, die hier im Vorbehalt wohnte und jetzt wimmerte, als sei ihre letzte Stunde gekommen und sie fühle sich völlig verlassen. Mit „O!“ und „Ach!“ und „o Jerres!“ klagte sie, daß sich keine Seele um sie kümmere, Niemand nach ihr, der armen Todtkranken, gucke. Da Frau Juliane das Aussehen der Schwiegermutter keineswegs dem entsprechend schlimm fand, warf sie ein, daß Evens Kindbett viel Zeit beanspruche, dabei erwartend, die Erinnerung an die Geburt des Urenkels werde einen wohlthätig beschwichtigenden Eindruck hervorbringen. Jedoch weit gefehlt.

„O Gott, ich kann ja verhungern, oh!“ fuhr die Alte fort und fügte kläglich seufzend bei: „So, Du bist da, Juliane,“ — als gewahre sie deren Anwesenheit erst jetzt.

Mit einem Blick auf die Tasse, die leere Kaffeekanne und die über Teller und Tisch zerstreuten Bröseln hielt Frau Juliane entgegen: „Aber, Großmutter, die Aplone hat Euch doch versorgt und es scheint, Ihr habt außer dem Zimmetkuchen auch den Zwetschgen-, Apfel- und Traubenkuchen versucht.“

„Versucht? Ach ja!“ winselte die Alte jetzt geringschätzig. „Wenn der Bissen nur vergönnt wär’.“

„Gott gesegn’ es Euch! Wenn’s nur geschmeckt hat.“

Nun ging eine neue Klage los. Ihr armer Magen! Da liege es wie ein Eisklumpen, gerade so; alsdann ziehe es herum, ganz herum und nun sei es, als ob etwas drinnen zersprungen wäre, gerade so und zwar da! — da! — „Ich leb’ auch gar zu lange, gelt, Juliane?“ setzte sie schwach hinzu.

Die Schwiegertochter mahnte nun doch, solche Reden nicht zu führen. Vorwürfe seien unverdient. Man lasse ihr nichts abgehen, thue, was

man ihr an den Augen absehe. Wer könne dafür, wenn sie dem Kuchen mehr zugesprochen habe, als ihr gut thue! Hätte man ihr zu wenig vorgesetzt, wollte man sie erst klagen hören.

Hierauf erfolgte als Antwort wieder Aechzen und Seufzen, dann die Aufstellung: eine alte kranke Frau ohne guten Zahn im Munde könne nicht knappern — sie sagte übrigens „knäwere" — wie eine junge. „Meinem schwachen Magen, o Jerres, thäten Weinsuppen und Weckschnitte auch besser. Das aber meiner Sohnsfrau*) zumuthen, der liebe Gott bewahr' mich!"

Verblüfft sah Frau Juliane auf die Alte. Wußte sie auch hiervon! — Sonderbar: monatelang kam dieselbe nicht aus dem Bett und war dennoch von Allem, was im Hause vorging, so genau unterrichtet, als da sie noch frisch wie eine Ente in Haus und Hof umherstrich. Seit ihrer „Krankheit" waren ihre Fenstervorhänge stets dicht geschlossen. Zur Ausforschung des Gesindes fehlte ihr die Gelegenheit, da sie mit Ausnahme der alten, tauben Aplone, deren Treue Juliane kannte, mit den Leuten nicht in Berührung kam. Ihr Enkel Stoffel aber nahm sich keine Zeit,

*) Sohnsfrau = Schwiegertochter.

ihr Dinge zu hinterbringen, die sie schon besser wußte.

Wie kam sie nun dahinter? Der Umstand erschien nachgerade unheimlich, wollte man sich nicht mit der Annahme begnügen, sie wittere Alles.

Es sei wahr, erklärte Frau Juliane, sich fassend, indem sie einen Stuhl abräumte, um sich zu setzen; der Eve sei eine Kindbettsuppe geschickt worden, und weil die Großmutter schon Kaffee getrunken und bald Fleischbrühe bekomme, habe man deren Antheil an Weckschnitten für den Fall aufgehoben, daß sie etwa zu Mittag das Familienessen verschmähe. Nach einigem Bedenken schien sich die Alte auch zufrieden zu geben, meinte aber so nebenbei:

„Susel hat wohl schon ihren Theil; so ein Kind, das Herzenskind, kann man nicht warten lassen.“

„Nicht so viel hat sie davon gekriegt,“ berichtete Frau Juliane mit einigem Eifer. „Nicht so viel! Ich erzieh' mir keine Schleckerin!“

Auf diese Anzüglichkeit hin trat eine kleine Pause ein. Vielleicht fühlte die Alte sich nicht einmal zu sehr getroffen, da sie sich bewußt war, gute Dinge zumeist aus dem Grunde gern zu

essen, damit Andere sie nicht bekämen. Ihre Mißgunst überwog noch ihre Lüsternheit.

Da Frau Juliane das Bedürfniß fühlte, die Schwiegermutter zu beschwichtigen, wollte sie sich eben mit begütigenden Worten an dieselbe wenden, als die alte Frau anfing:

„Wenn Du so red'st, Juliane, darf ich nicht mehr an die Persching' denken.“ Sie meinte die Pfirsiche im Weinberge gegenüber der Kirche. „Hab' mich so darauf gefreut, — das einzige Obst, das mir gut thut. Mein Adam, Dein Erster, hat nie versäumt, seiner Mutter die Persching' heimzubringen. Jetzt hat sie — der Kukuk weiß.“

Frau Juliane meinte nicht, daß die „Persching e“ schon fort seien.

„Hm,“ warf die Alte hin. „Die Nettl trägt ja Taschen in ihren neuen Schürzen.“

Frau Juliane wurde aufmerksam.

„Ja, Schürzentaschen trägt sie. Aber was soll's damit?“

„Nichts weiter,“ versetzte die alte Frau „nichts, als daß sie sich Sonntags aufdonnert und dahergeht, als sei sie's! Wo sie's nur her hat?“

„Wo wird sie's her haben! Ihren Lohn

hängt das Gackorle*) an den Staat!" bemerkte Frau Juliane etwas gereizt. „Aber wart', ich will ihr die Flügel schon stutzen! Und was nun das betrifft, glaubt Ihr, Großmutter," fuhr sie mit dem Ausdruck forschender Spannung fort, „meint Ihr gar, daß — — Ihr versteht mich, he?"

Indem die alte Frau sich aufrecht setzte, — denn sie hatte sich während des Plauderns von ihrer Schwäche gar sehr erholt, — sah sie ihre Schwiegertochter mit einem lauernden Seitenblick an und dann etwas bedenklich drein, enthielt sich übrigens jeder Aeußerung. Sie wiegte nur leise das graue Haupt, bis jene bestimmter sich erkundigte:

„Großmutter, ist etwa wieder was gefunden worden?"

„Was?"

„Ein Strumpf!" betonte Frau Juliane vertraulich.

„Versteh Dich nicht!" entgegnete die Alte, die unruhig an ihrer Bettdecke umher zu zupfen und zu rücken begann. Und als Frau Juliane bemerkte, sie solle doch nicht thun, als wisse sie

*) Gackorle, Gackerchen = Gänschen.

von nichts, fragte die alte Frau, nochmals die Bettdecke gegen die Wand hin niederdrückend: „Was meinst Du? Ich habe nichts gefunden, such' auch nicht darnach. Ich nicht. Du, freilich, — am Suchen läßt Du 's nicht fehlen, Juliane."

Diese gestand, daß ihr allerdings, der Kinder wegen, der Gedanke alle Ruhe nehme, daß hierin etwas versäumt werden könnte; es wären doch Errungenschaften.

„Und wenn," fiel die Alte in Unruhe gerathen ein, „doch nicht von Dir und Deinem Heinrich errungen, Juliane, doch in schwerer Zeit nur von mir und meinem David selig und von meinem Adam, Deinem ersten Mann, errungen, der so früh hat sterben müssen, und zwei Kinder hinterlassen hat. Soll denn Alles für Deine Susel sein?"

„Na, wißt Ihr, Schwieger," entgegnete jetzt Frau Juliane, den Kopf hebend, „was das betrifft, da fühl' ich mich rein. Weder Eve noch Stoffel — es sind ja doch meine Kinder — sollen um einen Kreuzer verkürzt werden. Damit müßt Ihr mir nicht kommen. Was mir in die Hand fällt, wird nicht verhehlt!"

„Verhehl ebbe*) ich?!“ fuhr die Schwiegermutter in ihrem Bett auf. „So wahr ich da stehe, meine Lebtage keinen rothen Heller!“ betheuerte sie mit fast beängstigendem Eifer. Dabei drückte sie die Decke zwischen Bett und Wand so krampfhaft nieder, als habe sie dennoch etwas zu verbergen. Wäre Frau Juliane argwöhnisch gewesen, hätte es ihren Verdacht erregen müssen; so aber fiel es ihr nicht auf, während die Alte heftig fortfuhr: „Nichts hab' ich gefunden, gar nichts, als dort den Dr — — bald hätte ich etwas gesagt!“ unterbrach sie sich, nach einer Wandnische deutend, in der eine alte Schachtel und neben anderm kleinen Gerümpel ein altes abgegriffenes Buch lag. „Guck Dir den Schatz nur an, hol' ihn nur herunter, Juliane, gieb mir aber auch meine Hornbrille und das Gebetbuch her. Ich will doch auch meinen Sonntag haben,“ setzte sie mit weinerlichem Vorwurf hinzu.

Frau Juliane kannte die Schachtel, auf deren Inhalt sie schon oft in ähnlicher Art verwiesen worden, genau. Sie nahm dieselbe denn auch mit allem Uebrigen herunter, um nicht noch einmal dazu aufgefordert zu werden. Hunderte

*) Ebbe = etwa; ebbes = etwas; ebber = Jemand.

von Scheinen waren da angehäuft, Papiergeld aus den Zeiten der Republik in ganzen Bündeln, wie sie sich damals noch allerorts in verstaubten Schubladen und Hauswinkeln als Erinnerung an schwere Tage vorfanden, da sie zur Zeit des Schreckens mit dem Hinweis auf die Guillotine Geschäfts- und Landleuten für Lieferungen an Staat und Armee aufgenöthigt worden waren. Als dann diese Assignate und Mandate unterm Direktorium allen Werth verloren, und Niemand sie annehmen wollte, gingen viele jener Unglücklichen zu Grunde.

„Weiß ja," meinte Frau Juliane beschwichtigend, indem sie die Schachtel wieder an ihren Ort brachte; „keine rothe Bohne sind sie werth. Regt Euch nur nicht so auf, Großmutter. Handelt sich's doch um Schwereres, als um lumpige Assignate." Und damit schickte sie sich an, das in Unordnung gebrachte Bett zurecht zu machen, Decke und Kissen auszuklopfen und die unruhige Alte bequemer zu legen, wogegen diese jedoch sich so ängstlich, ja heftig und nachdrücklich wehrte, daß ihre Schwiegertochter nothgedrungen einhielt und wieder auf ihren Stuhl zurücksank.

„Au!" schrie die alte Frau, als ob man ihr weh thue. „Mach' mein Bett schon selber. Wenn

Du ebbe noch bleiben willst, Juliane," fuhr sie dann fort, „so setz' Dich wieder, und ich möcht' Dich fragen: meinst Du, Vetter Jokeb giebt unserm Stoffel einmal seine Grethel?"

Frau Juliane nahm dies auf die leichte Schulter. Grethel gehe mit Susel noch in die Schule, Stoffel denke nicht daran, und es sei noch lange Zeit für die „Krotten", — wie sie als Pfälzerin für Kröten sagte, jedoch nicht als Schimpf-, sondern mehr als Kosename für noch junge Mädchen.

„Er wird wohl nicht daran denken!" versetzte mit Beziehung auf ihren Enkel die Alte verschmitzt. „Der Stoffel ist nicht so da. Meinst Du, er bleibt Euch zu Lieb' ledig und schindet sich ab wie ein Knecht?"

Allerdings war Frau Juliane der Ansicht, die sie auch unumwunden aussprach, daß er sich vorderhand gut genug befinde; er habe sein Essen und Trinken, könne in den Keller, wenn's ihn dürste, — ihr „Henrich" halte ihn nicht kurz. Stoffel lebe als Kind im Hause, habe für nichts zu sorgen, brauche seine Zinsen nicht anzugreifen und schlage sie zum Kapital.

„Ja, ja," stimmte die Großmutter jetzt zu-

frieden bei, „jeden Kreuzer dreht er in der Hand um und giebt ihn dann erst recht nicht aus.“

„Er schlägt nicht aus der Art,“ dachte Juliane laut.

„Ein Verthuer ist er nicht,“ sagte die Alte, „aber doch nur Knecht.“

„In seiner Mutter Haus?“

„Das Haus, Juliane, stammt von unserer Seite her,“ mahnte die Schwiegermutter. „Er schafft für euch; und alle Errungenschaften in jetzigen besseren Zeiten kommen nicht ihm und unserer Eve, sondern Deiner Susel zu gut.“

„Natürlich. Es ist so ausgemacht — vor dem Notar.“

„Aber es ist nicht recht.“

„So! Auch noch!“ Und Frau Juliane erhob sich, die Arme unterm Busen verschränkend, vom Stuhl. „Das geht mir doch über's Bohnenlied! Wer hat denn darauf gedrungen? Wer dem Vormund Tag für Tag in den Ohren gelegen, wer steif darauf bestanden, daß den Kindern aus erster Ehe ihr Antheil hinaus bezahlt werde? Ihr und Eure Leute.“

„Versteht sich! Du hast Dich wieder verheirathen wollen.“

„Und ihr Alle seid gegen die Heirath gewesen.“

„Ja, ja! Weiß wohl, Juliane.“

„Und wer hat denn darauf geschworen, daß es mit mir ganz zurück gehe, daß ich arm werde, an den Bettelstab gerathe?“ fragte Frau Juliane in der beschriebenen Haltung halb gegen das Bett gewandt. „Ihr und wieder Ihr. Und wär' ich zu Grund gegangen, wär' ich in Armuth und Elend versunken, und wär' ich hungernd und bettelnd zu Euch gekommen: Kein Stück Brod hättet Ihr mir gereicht, Schwieger. Aber es ist anders 'kommen. Wir haben's uns sauer werden lassen! Mein Mann hat sein Zugebrachtes baar drangegeben, wir haben Geld aufgenommen, wir haben's geleistet, — ich und mein Henrich! Wir haben uns gerührt! Er hat Euch gezeigt, daß wieder ein Mann im Hause, und was für Einer! Die unschuldigen Kinder haben wir bei uns behalten, sie erzogen, — Eve ist eine brave Frau geworden, Stoffel hat schaffen gelernt. Die Schulden sind bezahlt, die Aecker, Wiesen, Wingerte noch unser. Ich bin heut' nicht ärmer, ich bin reicher, als vor der Abschichtung! Und mein Susele,“ setzte Frau Juliane mit Nachdruck und kurzem bestimmten Kopfnicken bestätigend hinzu,

„mein Susele ist — da beißt keine Maus einen Faden ab — das reichste Mädel im ganzen Dorf.“

„Da wird ja Vetter Balzers Hannes wohl auf Dein Susele warten,“ warf die alte Frau mit äußerem Gleichmuth hin.

„Glaub' selber,“ bestätigte Frau Juliane triumphirend, denn dieser Hannes war der einzige Sohn eines der ersten Bauern im Ort. „Ja, ja, so steht es. Und daß es so steht, daß ich es so weit gebracht habe, das dank' ich neben dem lieben Gott und mir selber meinem Mann, meinem Heinrich!“

„Na, na!“ ließ sich die Alte mit wackelndem Kopf vernehmen. „Wenn man Dich hört, sollte man denken, Ihr wäret ein Herz und eine Seele“

„Sind wir es nicht?!“

„Im Wichtigsten uneins.“

„Uneins?“ wiederholte Frau Juliane mit finsterer Miene, die sich jedoch sofort wieder erhellte. „Ich kann mir denken, worauf Ihr stichelt, Schwieger. Daß er als Presbyter in die Kirche geht, ist seine Sach'; daß ich daheim bleib', ist meine Sach'. Deswegen sind wir noch lange

nicht uneins. Es geht Niemand 'was an, wenn ich ihn seine Wege gehen lasse."

„Das ist wahr," bemerkte die Alte, „und wären's Nebenwege."

Merklich zuckte Frau Juliane zusammen und schaute, sich verfärbend, der Schwiegermutter gerade ins Gesicht. Dann aber faßte sie sich, um nur noch gleichmüthig mit den Achseln zu zucken.

„Da lach' ich, Schwieger," sagte sie. „Das ist mir zum Lachen. Mein Henrich? Zum Lachen."

Dennoch lachte sie nicht, sondern hörte anfänglich zerstreut, dann erst aufmerksam zu, als die Schwiegermutter in ihrer abspringenden Weise jetzt fortfuhr:

„Steht es so mit Dir, wie Du sagst, kannst Du auch lachen, Juliane. Daß es aber so steht, na, dazu hat doch mein David selig den Grund gelegt und auch mein Adam, Dein Erster, sein redlich Theil beigetragen, vielleicht mehr, als man weiß. Die Hälfte des Gesammtvermögens, Errungenschaften inbegriffen, ist Dir gerichtlich zugesprochen worden."

„Versteht sich. Zusammen übrigens noch nicht so viel, als ich in die Ehe gebracht hab'," hielt Frau Juliane entgegen, indem sie jetzt mit den Armen unterm Busen in dem kleinen Gemach

auf- und niederschritt. „Errungenschaften? Ja wohl! Zurückgekommen sind wir damals. Ein heimlicher „Petzer", wie sein Vater, hat er ihm auch die andere Verrücktheit abgelernt. Wie die Katze ihre Jungen hat er das bischen Geld verschleppt. Sind es denn nicht Narrenstreiche sondergleichen!? Gott verzeihe mir meine Sünden. Aber nach seinem Tod — der liebe Gott hab' ihn selig! — seid Ihr zu mir gekommen Schwieger, um nach der Hinterlassenschaft an baarem Geld zu forschen. Als ob ich arme Wittfrau es weggeschafft hätte! Bei all der schweren Last noch das Kreuz! Und ich hab' den Verdacht auf mir liegen lassen müssen, lange Zeit. Aber — was geschieht? Da bringt einmal die Aplone einen alten Strumpf, ganz vollgestopft, aus dem Taubenschlag, hernach der Hannjerg einen andern Strumpf aus dem Strohbarren, und wieder die Aplone einen Strumpf aus einem Rattenloch im Waschhaus und einen ganzen Hafen von Sechsbätznern vom Katzenlauf herunter; und wegen ihrer glücklichen Hand habt Ihr dann die alte taube Person zur Bedienung verlangt. Ja wohl! Die rothe Käthel, die in selbiger Zeit bei mir gedient hat, soll jetzt auch in guten Verhältnissen leben. Und wer weiß, wie viel noch verschleppt

worden ist oder noch versteckt liegt im Hause, — wer weiß!"

„Ah," machte hier die Alte unerwartet geringschätzig und wegwerfend, „was soll denn noch versteckt liegen!"

„Meint Ihr?" sprach jetzt Frau Juliane plötzlich einen Schritt gegen das Bett vortretend, daß die alte Frau wieder ängstlich die Bettdecke gegen die Wand niederdrückte. „Wißt Ihr das gewiß, Großmutter? Ich wäre in den Tod froh. Eine wahre Last wäre mir von der Seele genommen. Man hätte doch einmal seine Ruhe. So lang man aber noch merkt, daß z. B. der Stoffel durch's Sparrenwerk krattelt*) . . ."

„Ach," warf die Alte bei Seite blickend ein, „es kratteln noch Andere über die Balken!"

Frau Juliane suchte einen Augenblick nach dem Sinn dieser Worte und fragte dann!

„Ihr glaubt also nicht, daß Nettl einen Strumpf . . ."

„Ah pah! aus einem Strumpf kommt ihr Staat nicht."

---

*) Kratteln, auch krodeln (die Aussprache giebt den verschiedenen Orten viel Anlaß zu Neckereien) bedeutet sowohl kriechen, als klettern und steigen, daher wohl der Krattel — Stolz, Hochmuth.

„Woher denn? Habt ihr schon etwas gemerkt, Großmutter, haltet Ihr sie für unehrlich, untreu?“

„Warum fragst Du mich, mich, das fünfte Rad am Wagen?“ hielt die alte Frau entgegen, als habe sie nicht weiter Lust, Rede zu stehen, fuhr aber dennoch fort: „Weißt Du, Juliane, so ein Dienstbote kann auf verschiedene Weise untreu werden. Und ein Mann kann auf verschiedene Weise Geld anbringen. Der Eine verleiht's, der Andere verschenkt's; der Eine verliert's, der Andere verthut's! der Eine steckt's in einen Strumpf, der Andere in eine Schürzentasche ...“

„Ich weiß nicht,“ sagte Frau Juliane nach einer etwas beklommenen Pause, „worauf das abzielt. Ihr redet in letzter Zeit so herum, Schwieger. Es wäre mir lieb, Ihr ginget mehr aus Euch heraus.“

„Ich will Dir was sagen, Juliane,“ begann jetzt die alte Frau im Tone überlegener Einsicht und Aufrichtigkeit, „Du bist nun einmal meine Sohnsfrau gewesen, wenn Dir auch der Henrich und die Susel mehr ins Herz gewachsen sind, als ich, Stoffel und Eve. Du hast damals meinen Adam genommen seines Geldes wegen; gern hast Du ihn nicht gehabt. Und der Hen-

rich hat Dich genommen Deines Geldes wegen. Mehr brauch ich nicht zu sagen."

„Es wäre mir aber lieb, Ihr, ginget jetzt mehr aus Euch heraus," wiederholte Frau Juliane mit erzwungener Ruhe.

„Kein Wort sag ich mehr, kein Wort."

„Auf halben Wegen bleibt man nicht stehen, Schwieger."

„Ich weiß nicht, was Du willst, Juliane! Wie kommst Du mir denn vor?!" Und die Alte schlug in einen andern Ton über. „Ganz matt bin ich, förmlich krank von dem vielen Reden. Nicht wahr, Juliane, Du bist so gut und schickst mir gleich die Fleischbrühe. Ach Gott! Vergiß auch die Weinsuppe nicht, — mir wird schwach! — und die Weckschnitte. Auch die Persching', — sie haben mir immer so gut gethan. Sag' unserer Eve, sie solle sich nur halten, wenn auch das Kleine kreischt, als ob's am Spieß stecke, — das thun alle Kinder. Sag' auch, es thue mir leid, daß ich nicht selber kommen kann. Oh Gott! Komm ja nicht einmal mehr in die Kirche!" Und damit war sie ächzend in das Bett zurückgesunken und kehrte ihr Gesicht der Wand zu.

Frau Juliane betrachtete, noch kurz verweilend die hartnäckig sich abkehrende Alte. Sollte sie

dieselbe nochmals auffordern? Vergebliches Bemühen. Sie wußte, daß nichts mehr aus ihr herauszubringen war und hatte, da ohnehin die Kirchenzeit verstrich, die sie noch zu einem Gange zu ihrer verheirateten Tochter verwenden wollte, keine weitere Lust, sich zu verweilen und zu ärgern.

Indem sie Kanne, Tasse und Teller aufraffte, verließ sie, immerhin mit einem Stachel im Herzen, das kleine Gemach, begab sich die knarrende Treppe hinunter, über den Hof in die Küche, von da in den Oberstock, um dann frisch geschürzt und mit einer neuen Haube auf dem Kopfe durch die Scheuer das Haus zu verlassen Durch die Gärten zur Wohnung ihrer im Kindbett liegenden Tochter Eve gelangt, fand sie dort Alles in bestem Befinden; und so wandte sie sich vollends zum Dorf hinaus, zur nahen Ruhebank, die Wingertsfurche hinan, zwischen Reben dahin, wo der Pfirsichbaum oberhalb der Kirche, derselben gerade gegenüber, an einer Terrassenmauer stand.

Der Baum trug übrigens noch alle seine Früchte. Es schien wenigstens nicht, daß Jemand sich an den Pfirsichen vergriffen habe.

Eben scholl von der Kirche ein Choral herauf. Frau Juliane kannte Wort und Weise, hätte

mitsingen können; doch war es ihr nicht ums Singen.

Mit dem katholischen Gotteshaus, tiefer im Dorf und Thal, dessen Thurm hoch an den Bergen ragte, und das einst während der Reunion unter Ludwig XIV. den Reformirten abgenommen worden war, konnte sich das innen und außen schmucklose protestantische Gotteshaus das ihr vor den Augen am Dorfeingang lag, nicht messen. Aber mit seltsam gemischten Gefühlen sah Frau Juliane nach dem schlichten Kirchlein, dessen Glocke bereits Gebet und Segen verkündigte. Nun ward noch ein Schlußvers gesungen. Wie rasch war der Gottesdienst zu Ende! Wenn sie nicht sehr eilte, traf sie mit den aus der Kirche Heimkehrenden zusammen. Das wünschte sie zu vermeiden.

Dennoch hielt Frau Juliane an der Stelle aus, und ihr Blick hing beobachtend unten an der sich öffnenden Kirchenpforte, aus welcher nach einander die Glieder der entlassenen Gemeinde traten.

Noch sah sie mit gespannter Aufmerksamkeit hinunter. Dann aber brach sie hastig die schönsten und reifsten Früchte vom Baume — die „Perschinge“ durften nicht vergessen werden! — und

dieselben einsteckend, schlug Frau Juliane eilig den Heimweg durch den Weinberg ein, um noch rechtzeitig, ungesehen und unvermißt, das Dorf und ihr Haus zu erreichen, bevor ihr Mann dort anlange.

Drittes Kapitel.

Der Herr Pfarrer.

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Orgel der schmucklosen Kirche tönte in lebhaftem Rhythmus der Gemeinde zum Ausgang. In weihevollem Anstand traten zuerst die Frauen aus dem Portal unter die bereits vergilbende junge Linde, — die ledigen barhäuptig, die jungen Weiber mit gestärkten, duftig weißen „Nebelkappen" und Ziehhauben, die älteren Frauen in schwarz punktirten Hauben, rund und eng anliegend, wie jene Rothkäppchens. Dann erst folgten in strenger Ordnung die Knaben, älteren Burschen und zuletzt die Männer in langen, dunkeln, mit breiten Metallknöpfen besetzten, kragenlosen Röcken und dreieckigen Hüten. Diese Ordnung löste sich auch nicht auf, da sich eine

Hälfte der Kirchgänger links in die Dorfgasse von Pleisweiler hineinwandte, während die andere Hälfte auf der Landstraße die Richtung nach Oberhofen einschlug.

Den Beschluß machte eine Gruppe ernster Männer, zumeist Presbyter, mit dem Geistlichen, den der schwarze Frack, die weißen Bäffchen unterm Kinn und das tiefschwarze Genfer Flormäntelchen, ein faltiger Merinostreifen auf dem Rücken, kenntlich machte, da damals der weite lutherische Chorrock noch nicht eingeführt war. Auch der Herr Schulmeister, der die Orgel geschlagen und mit Kreide die Choralnummern angeschrieben hatte, gesellte sich bei, leicht von den Andern zu unterscheiden durch den stahlblauen Rock mit hohen Achselwulsten, durch den schmal zulaufenden, hohen Hut, durch kreidige Hände und weißen Nasengiebel, da seine Finger, so oft er eine Prise nahm, aufs Neue abfärbten.

„Nun, Jerg,“ wandte sich der Geistliche an einen jungen Mann von derben Zügen und vierschrötiger Gestalt, der ebenfalls unter der Linde verharrte und dessen rothes Gesicht vor Freude und Genugthuung glänzte. Er bringe den Mund nicht mehr zusammen, meinte einer der Kirchen-

vorstände. „Nun, Jerg," sagte also der Geistliche, „der liebe Gott hat Euer junges Hauswesen gesegnet? Was hat er Euch denn bescheert?"

„Ein Pfannenstielchen oder ein Bohnenblättchen?" erkundigte sich erläuternd auch der Herr Schulmeister, während die Andern ruhig umherstanden.

„Hö, hö, hö, ein Pfannenstielchen," lachte der junge Bauer. „Und heut über drei Wochen soll die Taufe sein, Herr Pfarrer, wenn Sie so gut sein möchten."

„Gerne. Wie soll es denn heißen?"

„Poppel, hö, hö, hö! Poppel wie der Vetter Jokeb da," war die lachende Antwort des Glücklichen, indem er auf einen breitschultrigen, stattlichen Mann zeigte, der neben dem Pfarrer stand.

„Also auf den Namen Jakob soll es getauft werden," erläuterte der Geistliche. „Mutter und Kind sind wohl? Nun, Jerg, da wünsche ich Glück. Der Kleine macht Euch wohl Freude?"

„Ah," fing der glückliche Vater an, „so ist noch nichts dagewesen. Schon so gescheidt, so vernünftig! So giebt's nichts wieder. So lieb!"

„Alle kleinen Kinder sind lieb!" bemerkte der stattliche Vetter Jokeb.

„Ja, aber nicht so!" wandte der junge Vater

ein. „So ist noch keines auf die Welt kommen, so! Wie das schon schnullt! An meinem kleinen Finger zieht und suggelt*) es, kriegt aber nichts 'raus und fängt Euch auch gleich an zu heulen, wie ein Alter."

„Gut denn, in drei Wochen wollen wir es taufen, und nun Gott befohlen!" bemerkte der Geistliche, der weiter drängte, da er noch eine Filiale zu versehen hatte.

Jetzt erst fanden die Männer Zeit, ihm ihren Dank für die schöne Predigt auszusprechen, worauf er diejenigen von Pleisweiler mit einem „Guten Appetit" entließ und in Begleitung der Presbyter des stillen Dorfes nun die Landstraße entlang unter den Nußbäumen hin mit Gesprächen über die Angelegenheiten der Kirchengemeinde und über die Aussichten der Weinlese zurückwanderte.

An der Ruhbank, wo der steinerne Kreuzsockel halb versunken an der Weinbergsterrasse steht, und der Weg rechts nach dem stillen Dorfe abzweigt, verabschiedete sich der Geistliche auch von den Männern von Oberhofen, indem er einen derselben noch mit den Worten zurückhielt:

---

*) suggeln = saugen.

„Seid so gut, Groß, ich habe mit Euch zu reden.“

Der Aufgeforderte, ein schlanker und noch junger Mann, trat sofort bereit an des Geistlichen Seite, um ihm mit dem Schulmeister noch das Geleit zu geben. Er war von gerader, stracker, hoher Gestalt, stolzer, stattlicher Haltung, wie man es öfter bei jenen Bauern trifft. Wie ein Freiherr trug er den Kopf in einem stehenden Kragen. Vor vierzehn Jahren als Fremder in das stille Dorf heirathend, wurde er hier, auch von der Verwandtschaft seiner Frau, als Eindringling angesehen; die reichen Bauern ließen ihn bei Seite. Mißgünstig erwartete man von seiner „Lebesucht“ einreißende Unordnung und Rückgang der Vermögensverhältnisse seiner Frau. Als man aber seine Tüchtigkeit erkannte, das Wesen in Haus und Feld unter ihm sichtlich gedieh, lernte man ihn anders beurtheilen. Und jetzt saß der verhältnißmäßig noch junge Mann bereits im Presbyterium und im Gemeinderath.

Von der Ruhbank führte die Straße unsere kleine Gesellschaft durch Weingärten sanft bergan. Man kam flüchtig auf den glücklichen Vater zu sprechen, der eine Stieftochter von Groß zur Frau hatte, und meinte, nach reichlicherem Kindersegen

werde Jerg sein Glück gelassener tragen. Darauf wandte sich der Geistliche plötzlich an seinen Begleiter:

„Groß, als Kirchenvorstand steht Ihr doch fest zur Union?"

„Versteht sich, Herr Pfarrer," war die Antwort. „Gewiß."

„Wie kommt's denn, daß man weder Eure Frau, noch Euer Töchterchen in der Kirche sieht? Wollt Ihr denn Letzteres nicht konfirmiren lassen?"

„Ich schon. Gewiß, Herr Pfarrer. Versteht sich."

„Aber sie leidt's nicht!" ergänzte der rechts einherschreitende Schulmeister, indem er, mit den Fingern schnippend, seinen auffällig weiten, fast wie Ohrmuscheln gestalteten Nasenöffnungen geräuschvolle Prisen zuführte.

„Wie?!" fuhr der Geistliche auf. „Ihr seid doch der Mann, Groß, um dafür zu sorgen, daß aus dem Hause eines Presbyters kein Aergerniß und böses Beispiel kommt."

„Herr Pfarrer," entgegnete jetzt der junge Kirchenälteste, „ich halt es, wie in unserer unirten Kirche, auch in meinem Hause mit der Gewissensfreiheit, die uns durch die Unionsurkunde von Anno 1818 verbürgt ist."

„Gewissensfreiheit ist recht schön,“ versetzte der Geistliche bedenklich. „Nur darf sie nicht bis zur Gleichgiltigkeit in Kirchensachen gehen.“

„Lassen wir's gut sein, Herr Pfarrer,“ bemerkte Groß gelassen. „Kommt Zeit, kommt Rath. Einstweilen weich' ich gern dem Zwist im Hause aus. Mit Widersprechen kommt's leicht zum Brechen. Um es dazu kommen zu lassen, ist doch eine Ursache, ein richtiger Grund nöthig.“

„Ist denn Frau Groß so unzugänglich?“ fragte der Geistliche, liebreich das Haupt auf die eine Schulter legend.

„Ja, ja, sie ist ihres Kopfs!“ war die lächelnde Antwort.

„Nun, ich will doch einmal mit ihr selbst sprechen, wenn sich bei der Taufe ihres Enkels Gelegenheit dazu giebt. Ich denke nicht, daß es besondere Schwierigkeiten machen wird.“

„Na, Herr Pfarrer, da werden Sie die Bas Juliane kennen lernen,“ bemerkte der Schulmeister, sich wieder eine Prise zustopfend, und wollte noch in demselben bedenklichen Ton etwas hinzufügen, als er verblüfft verstummte und noch rechtzeitig inne hielt.

Ganz unerwartet trat nämlich eine stattliche Frau im halben Sonntagsstaat links aus den

Reben, und mit einem etwas trockenen „Guten Morgen, Herr Pfarrer" gesellte sie sich der kleinen Gesellschaft bei.

„Du hast wohl gewußt, Henrich, daß ich in den Wingerten bin, und willst mich heimholen?" wandte sie sich an Heinrich Groß, den jungen Kirchenvorsteher.

„Nein, Frau Groß," nahm der Geistliche das Wort, „ich forderte Ihren Mann auf, mich zu begleiten, da ich mich wegen der Konfirmation Ihrer Tochter mit ihm zu bereden habe. Die Pfarrstunden beginnen bald. Sie wollen doch Ihre Tochter konfirmiren lassen?"

„Ja, ja," sagte Frau Juliane, mit den Andern langsam vorwärts schreitend, „mein Susele soll wie ihre Eltern und Großeltern im angestammten reformirten Glauben konfirmirt werden."

„Dann ist ja Alles in Ordnung, und Susanne wird mit den andern Kindern die Pfarrstunden in Münster besuchen."

„Das habe ich nicht gesagt, Herr Pfarrer," warf die Frau ruhig ein. „Da hab ich noch gar manches Bedenken. Warum denn in Münster?"

„Ei! Weil's der Pfarrort ist."

„Warum ist's aber der Pfarrort?"

„Liebe Frau, das ist so von Alters her Auch die wenigen Protestanten in den Gebirgsdörfern, im ganzen Gossersweiler Thal und selbst, bis vor Kurzem noch, dahinten im Reichsdörfchen, wo der Abtswald in die Weißenburger Mundat hineinragt, sind nach Klingenmünster eingepfarrt Denn die ganze Gegend, Bergzabern und Landau nicht ausgenommen, gehörte einst dem Abt von Klingenmünster, weil König Dagobert die Landschaft seiner Stiftung schenkte, als er noch auf dem Münsterer Schloß, der Burg Landeck, residirte. Er hat ja damals, wie Jeder weiß, auch unseren Bauern die großen Bergwälder vermacht."

„Ja, ja, man sagt es," meinte Frau Juliane. „Er soll es Noth gehabt haben, der alte Dagobert, da ihm die guten Bauern gegen die Stokraten*) beigestanden sind an der Hahndornhecke bei Frankweiler drüben selbiges mal. Und nur die von Mörzheim haben nichts gekriegt, weil sie ihm die Jagdhunde todtgeschlagen haben — selbiges mal vor dreihundert Jahren."

„Vor zwölfhundert Jahren, Frau Groß," berichtigte der Geistliche. „Später stand die Land-

*) Stokraten, auch in der Schweiz beim Volke allgemein für Aristokraten.

schaft unter der Fauthey Landeck und der Stiftschaffnerei in Münster."

„Ob mit Willen der Leute, ist doch die Frage, Herr Pfarrer," warf Frau Juliane gelassen ein. „Ich hab mir sagen lassen, sie seien einmal hinüber nach Münster gezogen und hätten den faulen Pfaffen das Stift über den dicken Schädeln angesteckt."

„Im Bauernkrieg," gab der Geistliche zu, „thaten dies leichtfertige Knaben aus Oberhofen und Pleisweiler, wie die Chronik sagt, und verfielen dafür in Pön und Buße, als der Pfalzgraf, unser Kurfürst, über Billigheim gegen Weißenburg zog und diese Stadt, wo die Hauptleute lagen, erstürmte. Da kostete es manchen Schweißtropfen und harten Thaler, bis das Stift in Münster wieder aufgebaut war, Frau Groß. Nach der Reformation wurde es von Kurpfalz eingezogen. Da kamen glückliche Zeiten. All die großen steinernen Häuser mit den hohen Thorbogen und Erkern in den Weinorten hier am Gebirg wurden damals erbaut, bis der dreißigjährige Krieg das Land zu Grund richtete und vernichtete. Auch das Dörflein Weier da drunten ging damals ein, Frau Groß."

Diese bemerkte, daß sie noch eine Bibel habe,

die daher stamme — und sie habe einmal gehört, an dem Elend sei auch eine Union schuld gewesen Das gab der Geistliche jedoch nicht zu, während Heinrich Groß mit seiner Meinung zurückhaltend von der Straße aus, die sich jetzt an der Lehne der Rebenhöhe hinzog, den freundlichen Ausblick nach dem baumumhegten Dorfe hinunter, auf Flur und Weinberg genoß. — Die Uneinigkeit zwischen Reformirten und Lutheranern, führte indeß der Geistliche aus, trüge die Schuld auch an allem späteren Elend, da die Franzosen unter Louis XIV. auf das reiche und schöne Amt Landeck und auf die Stiftschaffnerei Münster — als Allodialgut der berühmten Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, einer pfälzischen Prinzessin — Beschlag legten und den Reformirten zur Genugthuung der Lutheraner die Kirchen wegnahmen. Und so sei es auch nach dem Frieden geblieben, da eine fremde katholische Linie ins Land gekommen sei, welche die Verfolgung fortsetzte.

„Und die Münsterer,“ warf Frau Juliane geringschätzig ein, „haben sich auch noch das Kirchengut abschwatzen lassen, und die große Kirche im Stift dazu. Aber ich wollte von Allem nicht reden, wenn noch das Kirchlein auf dem Kreuz-

stein unsere Pfarrkirche wäre. Da ist nicht weit hin; es liegt so schön da droben über der Flur — man hat es vom Feld aus sehen, seine Glockengeläute hören können. Da hat es Einem noch hingezogen. Aber nein, da müssen die Gescheidten in Münster eine neue reformirte Kirche weit hinunter in den Ort, noch unter die lutherische, hinter den Berg bauen, so daß man sie erst sieht, wenn man mit der Nase daran stößt."

Der Geistliche war über diesen Grund im Munde der sonst so nüchtern erscheinenden Frau einigermaßen erstaunt. Leider hatte sie so unrecht nicht. Allein das Kreuzsteinkirchlein, die alte Pfarrkirche von Klingenmünster, war — in den Tagen der Mönchsherrschaft — auf schamlose Weise entweiht worden und stand zur Zeit nur noch als malerische Ruine auf dem hochgelegenen Friedhof, um bald darauf (leider!) völlig abgebrochen und nun auch von dem Freunde vollkommener Landschaftsbilder schwer vermißt zu werden.

„Der Druck," entschuldigte der Geistliche, „war damals zu groß, zumal am Sitz des Amtes und der Stiftschaffnerei."

„Der Leuteschinderei," verbesserte Frau Juliane. „Der faulen und feilen Wirthschaft! Gott

sei Dank, ich hab's erlebt, daß ihr ein Ende gemacht worden ist. Wir haben die Ratten aus dem Nest gejagt, Herr Pfarrer, damals Anno 1792. Auch uns haben sie ein Kruzifix vor's Dorf gestellt, als sei Oberhofen nicht ganz reformirt. Aber — wir dulden keinen Bilderdienst, wir. Mir ist, als sei es gestern gewesen. In Bergzabern schon Republik, in allen Zweibrückischen Orten des Oberlands" — und Frau Juliane deutete südostwärts über das Thal und die jenseitige Höhe hin — „überall Freiheitsbäume. Da ist's auch hier im Kurpfälzischen losgegangen. Auf unsere Kirchweih im Spätjahr sind unsere jungen Bursche heraus an die Ruhbank, haben das Kruzifix umgestürzt und den Freiheitsbaum aufgestellt, und wir Mädeln haben dazu gesungen und gejuchzt."

„So, Frau Groß, Sie waren zugegen?" fragte der Geistliche, indem er fast stets um einen halben Schritt voraus war.

„Freilich, dort an der Ruhbank sind wir dabei gestanden, haben auch den Freiheitsbaum mit Bändern geputzt, unsere Nasen überall vorn dran gehabt. Dafür ist man jung, Herr Pfarrer. Und dann sind unsere Leute mit den Oberländer Bauern nach Münster. Ueberm Bach die Mün-

sterer Aufrührerischen mit Heugabeln und Gewehren, hüben im Stift die Pfälzer Reiter, unsere Leute gerad' denen im Rücken. Da ist's drunter und drüber gegangen, und all' das Stokratengeschmeiß — Amtsleute, Amtskeller, Stiftschaffner, Schreiber, Einspännler, Zöllner und andere Blutsauger — Alles hat noch in selbiger Nacht aus Münster fortgemußt mit den flüchtigen Reitern zum Stift hinaus."

„Ja, Frau Groß," sagte der Pfarrer, „ich entsinne mich jener Tage noch wohl. Alle Orte südlich der Queich gegen das Elsaß hin schlossen sich damals sofort den republikanischen Neufranken an und begeisterten sich für die Guillotine. Unsere Landschaft heißt seitdem auch wohl die „Hackmesserseite". Es waren schwere Zeiten."

„Für den Anfang unter der Republik nicht so schlimm!" erwiderte Frau Juliane. „Erst im folgenden Frühjahr heißt es auf einmal: „hinter Landau steckt Alles voll Preußen und Kaiserlichen!" Dazu sind Anfangs Juni noch die Reben erfroren, und gegen Barthelmä rücken gar die Rothmäntel*) über Münster her. Die Kopfab-

*) Das Sereschaner Freikorps ist gemeint, das seiner wilden Sitte, den Feinden die Köpfe abzuschneiden, damals auch in der Pfalz fröhnte.

schneider! Kein Nagel an der Wand vor ihnen sicher, geschweige denn unsere Behälter in den Häusern. Da hat Mancher sein Geld so gut versteckt, daß er's selber nicht mehr gefunden hat. Tag für Tag hat's geknallt da von der Apfelhöh', vom Kirchberg, vom Hexenplatz, im Weitfeld und Schneeteich gegen die Freiheitsmänner und Franzosen in Bergzabern. Die stehlen, jene plündern. Von Errungenschaften keine Rede mehr. Unsere Bauern fast sammt und sonders durch Fuhrdienst zu Grunde gegangen. Zum Verzweifeln!"

„Schlimme Zeit!" warf der Schulmeister hin, während Groß noch immer sich des Mitredens enthielt. „Gekreuzigt, an die Nußbäume angenagelt hat man damals die Rothmäntler — drüben bei Dierbach und Freckenfeld!"

„Unsere Leute sind auch keine Lämmer," setzte Frau Juliane sofort dem entgegen. „Wurst wider Wurst, nichts umsonst, sagt der Franzkasper von Billigheim. Eines Sonntags im Herbst sagt mein Vater früh Morgens: „An's Kirchgehen ist doch nicht zu denken, — holen wir drüben am Kirchberg die paar Trauben!" Mit Hotten und Kübeln gehen wir also hinüber.

Ueberm Bewald*) brennt's und donnert's — „Na," sagt mein Vater, „da drüben geht's wieder schön zu!" — Und wie er's sagt, kracht's vor uns ganz fürchterlich. Unsere Aplone ist seitdem stocktaub, sag' ich Ihnen, stocktaub! Wir heim, zitternd an Arm und Bein. Ein schöner Sonntag das! Ringsum kracht's und donnert's. Mittags laufen die Leute zusammen. Was giebt's?" — „Die Condéaner haben die Thore von Bergzabern eingeschossen und die Stadt geplündert, die Kaiserlichen die Weißenburger Linien und den Gaisberg erstürmt und rücken im Elsaß vor, die Preußen bombardiren Landau!" Schöne Geschichten! All das Stokratengeschmeiß wieder oben."

„Aber doch nur kurz, nur kurz!" bemerkte doppelsinnig der drängende Geistliche.

„Nur elf Wochen hat's gedauert," fuhr Frau Juliane fort, die nun einmal im Zuge war; „bei fürchterlichem Wetter auf Weihnachten, am St. Stephanstag, wo das Gesinde wandert und wechselt, kracht's wieder vom Bewald her und noch

*) Bewald, altdeutsch bea, die Biene. Der in allen Kriegen mit Frankreich genannte Bienwald, der große Grenzforst der Ebene im Winkel, den die Lauter und der Rhein bilden, ist gemeint.

ärger aus dem Weißenburger Loch. Ein Speckreiter — so haben wir selbigesmal die Ohnehosen getauft —, ein wüthiger Hammecker kommt durch Regen und Schnee von Bergzabern herüber gesprengt und kreischt, als wolle er sich zersprengen ins Dorf herein: „Landau ou la mort! Tod oder Landau! Freiheit! Victoria! Der Feind auf der Flucht, Alles gewonnen, Landau wieder frei! Vive la republique!“ Und wahrhaftig, die Franzosen haben den Gaisberg wieder erstürmt, die Oesterreicher sind über den Rhein zurück, der Herzog von Braunschweig ist mit den Preußen auf unserer Straße hier, wo wir jetzt gehen, nach Münster retirirt, und von dort mit ihm Schreiber, Amtleute, Pfaffen, Alles wieder fort beim höchsten Schnee. Von da an haben es freilich auch die Franzosen von Landau aus bunt genug getrieben im Land, und die Kaiserlichen sind wieder bis über Weißenburg hinauf gestreift. In unserer Gegend aber ist Ruhe gewesen. Man hat doch wieder etwas vorwärts bringen und Errungenschaften machen können in den zwanzig Jahren, daß wir keine Oesterreicher und Preußen mehr gesehen haben — bis anno 14 und 15, wo noch Kosacken und

Kalmucken dazu gekommen sind. Ja, das waren Zeiten, Herr Pfarrer!“

„Aber, Frau Groß,“ sprach der Geistliche mit unverhohlener Ungeduld, „ich muß mich kurz fassen, um noch recht zum Gottesdienst in Gleiszellen zu kommen. Durch den zweiten Pariser Frieden gelangten auch wir mit Gottes Hilfe wieder zu Deutschland und an unser angestammtes Fürstenhaus zurück; und da es sich so glücklich gewendet, reichten sich die lange geschiedenen evangelischen Christen in der Pfalz die Hand zur Union. Vierzigtausend Familienväter haben, als man Umfrage hielt, ihre Zustimmung gegeben; nur wenige, meist Lutheraner, nicht.“

„Mich hat man nicht gefragt, Herr Pfarrer, und ich habe meine Zustimmung nicht gegeben,“ sagte Frau Juliane geflissentlich ruhig und gelassen. „Ich bin reformirt getauft und will reformirt sterben.“

„Was haben Sie denn gegen die Union? Sind Sie so unduldsam?“

„Nicht im Geringsten, Herr Pfarrer. Bas Marlis von Pleisweiler ist lutherisch geblieben und doch eine ganz gute Freundin von mir.“

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf,“ betonte der Geistliche, etwas rascher fürder schreitend,

„daß Sie sich eines Besseren besinnen und Ihre Susanne in die Pfarrstunde nach Münster schicken.“

„Schwerlich, Herr Pfarrer.“

„So soll das Mädchen nicht konfirmirt werden?“

„Das hat keine Noth, Herr Pfarrer,“ sagte Frau Juliane in dem seitherigen milden Ton. „Unsere Gäule würden den Winter über doch nur steif im Stall. Man läßt anspannen und fährt über Weißenburg, wo ich die Bas Marlis an der lutherischen Kirche absetze, zu unserer Freundschaft im Elsaß. Das hat keinen weiteren Anstand. Die Schwedenbauern hinterm Geisberg sind noch gut reformirt. Dort wird meine Tochter konfirmirt und braucht nicht Antworten aus dem unirten Katechismus herzusagen, den doch kein Mensch versteht.“

Der Geistliche, der erwartet hatte, daß die Hartnäckige zuletzt einlenken, ihren Widerstand brechen werde, war nunmehr entschlossen, ferneres Zureden, zu welchem ihm ohnehin Zeit mangelte, für heute aufzugeben, und schickte sich zum Abschied an, als Frau Juliane da, wo die Straße in den Hohlweg der Rebenhöhe einbiegt, noch die bis zuletzt aufgesparte Bemerkung fallen ließ:

„Und dann hat mir ja der Herr Pfarrer damals sagen lassen, ich solle mein ungescheidtes Maul halten und nicht drein reden in Kirchenangelegenheiten! Ich red' gar nichts mehr drein, Herr Pfarrer, handle aber auch nach meinem Dafürhalten."

„Wie?" rief der Geistliche etwas betreten. „Das ließ ich Ihnen nie sagen, Frau Groß. Man hat mir zu verstehen gegeben, ich lasse die Gemeinde zu lange auf den Beginn des Gottesdienstes warten. Sonnenhitze, Unwetter, Schnee, Glatteis an den Hängen will ich nicht einmal als Hindernisse geltend machen. Allein, es giebt Aufhaltungen, Kirchensachen zu besprechen, man hat Zeit und Worte zu verlieren, wie eben, und kommt man dann etwas zu spät, beklagen sich die Weiber, daß ihnen die Mittagssuppe kalt werde. Da habe ich doch wohl das Recht, zu dem alten Grundsatz zurückzugreifen, dem jener Heilige dem Bild der Mutter Gottes im Dom zu Speyer zugerufen, als sie fragte: Sancte Bernarde, unde tam tarde? Warum so spät, heiliger Bernhard? — Darauf seine Antwort: mulier taceat in ecclesia! Das Weib hat keine Stimme in Kirchensachen. Das ist doch keine Beleidigung?"

„Nein,“ bestätigte der Herr Schulmeister, sich eine ausgiebige Prise erlaubend. „Selbst die Mutter Gottes hat sich's gesagt sein lassen und zu Herzen genommen, denn seitdem hat ihr Bild im Speyrer Dom kein Wort mehr gesprochen.“

„Die Mutter Gottes von Speyer kann's meinetwegen halten, wie sie will — geht mich nichts an!“ versetzte Frau Juliane. „Mir hat's der Herr Doktor Flax übersetzt, ich solle in Kirchenangelegenheiten mein ungescheidtes Maul halten. Gut, Herr Pfarrer, ich halt's, rede kein Wort, thu' nur in der Stille, was mir recht dünkt. Meine Susel geht nicht in die Pfarrstunde nach Münster!“

Hier machte der Geistliche eine Geberde, als stelle er nunmehr die Sache in Gottes Hand, indem er sich zu rascherm Vorwärtsschreiten abwandte, als noch Heinrich Groß selbst zu ihm trat, um ihm zum Abschied auch die Hand zu reichen.

„Seien Sie unbesorgt, Herr Pfarrer,“ sagte er, „wir wollen schon sehen. Es wird schon recht werden.“

Hierauf wandte sich Groß zu seiner Frau, um mit ihr, bei der Biegung der Straße, einen

Fußpfad nach dem Dorfe hinunter einzuschlagen, während der Schulmeister noch seinem Geistlichen unter den Kastanien des Hohlwegs über die Anhöhe das Geleit gab.

Viertes Kapitel.

Am Herd.

Ohne Ahnung, zu welchen weltgeschichtlichen Erörterungen sie Anlaß gegeben, stand unterdeß Susel, das Töchterchen des Hauses, am Herdfeuer und dachte darüber nach: warum sie nicht auch, wie Vetter Jokebs Grethel und andere junge Mädchen, in die Kirche durfte; warum die Großmutter stets krank sei und doch so guten Appetit habe; warum die Leute sagten, Vetter Balzers Hannes sei als einziger Sohn der reichste Bursche in ganz Oberhofen und einmal für sie selbst bestimmt, weil damit am meisten Vermögen zusammen komme.

Ach, davon wollte Susel überhaupt noch lange nichts wissen. Es ärgerte sie jedesmal, wenn der große Hannes kam, Bruder Stoffel

zu besuchen. Sie war ja noch nicht einmal konfirmirt. Während Andere in die Kirche gingen, mußte sie allein daheim bleiben in dem großen Hause, wo es manchmal hinter der Kelter, auf dem Speicher, im Keller so seltsam raschelte, als gehe — —

Horch! War nicht Jemand in der obern Stube? Susel lauschte. — Aber es blieb jetzt wieder Alles still.

Und nun wußte sie nicht einmal, ob sie mit den andern Mädchen in Münster konfirmirt werde. Die Mutter wollte nichts davon hören. Warum nur? In Münster war's doch so hübsch. Dreimal war sie schon drüben gewesen; einmal durchgegangen auf's Münsterer und Eschbacher Schloß — Landeck und Madenburg, — dann wieder einmal auf den Trifels. Und als kleines Mädchen war sie drüben gewesen mit Vater und Mutter beim Reformationsfest, wo die Reformirten und Lutherischen sich die Hände reichten und die Schuljungen oben beim Kirchhof auf dem Kreuzstein zum Angedenken junge Bäume pflanzten.

Ach ja! Vom Kreuzstein hatte sie hinunter gesehen auf den Ort im tiefen Thal, auf die Kirchthürme, auf den Rathhausthurm, auf die

Häuser mit Erkern, auf die uralte Kapelle drüben in den Reben, auf die Höhe oben und die Wingertshäuschen, und gerade gegenüber auf den Schloßthurm von Landeck, wo jetzt der „Schloßmichel“ wohnte, der arme, alte närrische Mann mit dem langen grauen Bart und dem Zwillichmutzen, den er mit Brombeeren färbte Und die Glocken läuteten und die Mühlenwasser rauschten aus dem Thal herauf. — Damals stand der Vater im Kreise mit dem Herrn Pfarrer und anderen Herren, die Mutter plauderte freundlich mit einigen Madamen von Münster, und Alle waren im besten Einvernehmen und schönsten Feiertagsstaat.

Und da war Einer, vielleicht ein Jahr älter als sie, ein rechter wilder blonder „Krusel“ oder Krauskopf — Schorsch hieß er, so viel wie Georg, aber vornehmer. Sie mußte heute noch lachen, wenn sie an ihn dachte, obwohl sie sich zuerst vor ihm fürchtete, wenn er seine Kameraden zurückstieß, um — über zwei Grabhügel gleich auf einmal — zu springen. Es dürfe sonst keiner darüber und es könne auch keiner, sagte er, denn sein Großvater und seine Großmutter lägen da begraben und daneben seine alte Tante; und nun wolle er mit einem „Hups!“ über alle drei

Gräber setzen, sagte er, indem er zu ihr hersah. Sie zweifelte auch nicht, daß er es zu leisten im Stande sei, hatte aber nicht das Herz es zu äußern, sondern schaute immer wieder beklommen zu der Mutter zurück, die noch mit den Madamen plauderte.

Aber diesmal strauchelte der Blondkopf über seiner Tante Grab und purzelte tüchtig hin, war jedoch behend wieder auf und prügelte die Andern durch, die gelacht hatten, so daß Susel zurück flüchtete: „Mutter, er händelt!“ Und er stritt sich denn auch lärmend mit seinen Kameraden, bis ein älterer Mann Frieden stiftete und die Knaben ausschalt, daß sie sich am Versöhnungsfest über den Gräbern prügelten.

Allein damit war die Bekanntschaft noch nicht aus. Auch der wilde „Kruselkopf“, der Schorsch, kam herbei zu seiner Mutter und sagte, er wolle heim, er habe Hunger. Seine Mutter schüttelte ihn ab, er solle ihr vom Nacken bleiben. Und da stand ihm Susel auf sechs Schritte gegenüber, indem sie sich an der Mutter Rock hielt. — „Und was bist Du denn für Eine?“ fragte er. — „Was werd' ich für Eine sein, — von Oberhofen bin ich und Susanne Groß heiß ich.“ — „Bist Du eine Lutherische?“ — „Nein, reformirt

bin ich; warum soll ich eine Lutherische sein?" — „Du siehst so aus!" — „Mutter, er schilt, der da, ich sehe lutherisch aus!" — „Ist denn das eine Beleidigung heute, wo sich beide Konfessionen die Hände reichen? Sitz' mir nicht immer so auf dem Nacken, Susel," sagte die Mutter und wandte sich wieder zu den Madamen: „So sind Kinder, denken gar nicht an die Bedeutung des Tages." —

Aber — hat es jetzt nicht in der Oberstube genau so gekracht — und geknarrt, als ob Jemand da droben über die Dielen ginge? Die Mutter war wohl wieder heimgekommen von ihrem Ausgang und hatte sich wohl durch die Spreukammer auf den Speicher und in den Oberstock begeben. Zur Besorgniß war also kein Grund vorhanden. —

Damals plauderte die Mutter mit den Madamen von Münster auf dem Kirchhof oben weiter, und auch der Schorsch, der wilde, gab keine Ruhe. — „Eßt ihr heute auch geschnittene Nudeln?" fragte er. — „Ich glaub'." — „Und was dazu?" — Hinkelsbrüh'.*) — „Das muß gut sein. Was ißt Du denn am liebsten? Brat-

---

*) Hinkelsbrüh' = Hühnersauce.

würst', Fastnachtskücheln oder Leberknöpp?" — „Was gut ist. Aber hast Du heut an nichts Besseres zu denken als an Bratwürst' und Leberknöpf'?" — O, er dachte noch an andere gute Sachen, entgegnete jedoch nur mit einem Spott über ihre alemannische Aussprache des pf, das dem rheinfränkischen pp gegenüber ihm falsch und affektirt däuchte. Er fragte sie, ob sie auch Wurstzipfel, Apfelkrapfen, Nudelsupfe sage statt Wurstzippel, Appelkrappe, Nudelsuppe. — Ob ihm denn nichts Anderes im Sinn liege als „Essensspeisen", hatte sie ihn darauf gefragt. — „Die Krenk auch, was soll mir denn im Sinne liegen, wenn's so lang dauert!" — „So, Du fluchst! Wart, Du kommst in den Höllenhafen." — „Meinst Du, weil Du's bist, kommst Du in den Himmel? Höchstens in den Gänsehimmel!" — „Mutter, er sagt, ich käm' höchstens in den Gänsehimmel!" — „Laß mich in Frieden mit Deinen Dummheiten — ab von der Schippe!"

Und wieder standen sie sich gegenüber, wieder ging es los. Sie erinnerte sich noch jedes Worts. — „Meine Mutter kann aber besser kochen und ist schöner als Deine!" — „Meine Mutter ist älter und reicher als Deine!" hatte Susel entgegnet; sie wußte heute noch nicht, wie sie so albern

sein konnte. — „Meine Mutter hat schöne Kleider und deine nicht.“ — „Und meine Mutter hat viel Aecker und Wingerte, und Deine nicht.“ — „Und meine Mutter kann ihr Haar abnehmen und in die Schublade legen, und Deine nicht.“ — „Mutter, er sagt, seine Mutter könne ihr Haar...“ — „Willst Du still sein!“ rief die Mutter halb böse, halb mit unterdrücktem Lachen. „Du bist ja heute nicht zum Abschütteln, Du Krott!“ — „Ja, aber er sagt, seine Mutter könne ihr Haar abnehmen und in die Schublade legen, und meine nicht.“

Von da ab gab es verdrießliche Mienen und anzügliche Reden. Eine der Madamen fragte, auf den Spitznamen der Leute von Oberhofen stichelnd, ob Frau Groß keinen Spiegel bei sich habe, um hinein zu gucken, da sie heute für eine so junge Frau nicht besonders gut aussehe, als ob es sie friere hier oben. Auf diese Anspielung hin brach man die Unterhaltung etwas kurz ab; die Mutter gesellte sich mit Susel zum Vater, und man verließ, sich französisch empfehlend, den Münsterer Kirchhof, um über den Kreuzstein heim zu wandern, so daß Oberhofen in einer starken Viertelstunde erreicht war. Die Mutter, auf dem Heimweg ziemlich verdrießlich, machte gleichwohl

dem Vater abgebrochene spöttische Mittheilungen über den Verkehr mit den Münsterer „Damen". Sie war seitdem noch schlechter auf Münster zu sprechen. —

Aber horch nur! Da knarrte es wieder ganz deutlich, und es hörte sich an, als ob Jemand in der Oberstube leise über die Dielen tappte. Jetzt trat Susel aus der Küchenthüre in die Hausflur an der Treppe.

„Mutter!" rief sie laut hinauf. „Seid Ihr wieder da?"

Keine Antwort erfolgte.

Susel eilte die Stufen hinauf und sah sich in der Oberstube um. Nichts rührte sich. Die Mutter, wenn sie's war, mochte wohl wieder ihren Rückweg durch die Spreukammer in die Scheuer genommen haben. Aber da ließ sich ein Ton hören, als ob Jemand eine Thür hinter sich zuziehe! Susel hielt die Richtung ein, aus welcher der Ton gekommen war, und stand bald vor einer verschlossenen Kammerthüre. Sie rüttelte und vermochte nicht aufzubringen.

„Ist Jemand da?" fragte sie laut. „Ist Jemand drinnen?"

Niemand antwortete. Die Kammer war wohl leer, die Thüre für gewöhnlich geschlossen, die

Mutter, wenn sie's überhaupt gewesen, schon durch den Speicher in die Scheuer zurück und kam wohl durch den Hof ins Haus.

Susel eilte darum die Treppe wieder hinunter und sah sich im Hofe um. Da regte sich nichts Ungewöhnliches. Das Geflügel ging gackernd umher; die aus dem Feld heimgeflogenen Tauben tanzten kruksend auf den Brettern des Taubenschlags überm Hofthor; die Fenster des Zimmers der Großmutter waren nach wie vor verhängt. Aber auch die Mutter ließ sich in der Scheuer, wohin Susel geeilt war, nicht sehen. Das Mädchen schaute sich in den Ställen um — Niemand war da außer dem Hausvieh. — Wer sollte nun auf dem Speicher gewesen sein?

In demselben Augenblick klang es von der Einlaßpforte des „Nadelörs" her, indem die Klinke rasch auf und ab bewegt wurde.

„Gleich!" rief Susel, und das schlanke, aufgeschossene junge Mädchen flog dem Thore zu und schob, während sich von der Gasse viele Schritte und ein leises Kichern hören ließ, den Riegel der äußeren Hofthüre zurück.

„Du bist's, Nettl. Die Kirche schon aus?"

„Allemal," sagte Nettl, mit Lachen eintretend, — „allemal!" was so viel als „natürlich",

„allerdings“ heißen sollte. „Die Aplone kommt auch gleich. Vetter Balzers Hannes ist auch in der Kirche gewesen. Geld mag er haben, schön ist er nicht! Er guckt ja ins Gerstenfeld.“

Susel, welche mit in die Hausflur zurückgetreten war, wußte wohl, daß dies so viel heißen solle, als: er schielt. Beleidigt war sie durch Nettls Bemerkungen keineswegs.

„Drum heißt er auch der scheele Hannes,“ sagte sie lachend. „Aber dafür kann er nichts. Nettl, geh' einmal hinauf in Deine Kammer. Vorhin war Jemand oben, aber ich kann nicht herauskriegen, wer.“

„Um Gotteswillen, geht's wirklich um!“ rief Nettl. „Mir ist es manchmal so. Aber meinetwegen. Fressen wird man mich nicht!“

Damit tappte sie rüstig die Treppe empor, um sich droben des überflüssigen Staats zu entkleiden und ihr Gesangbuch in ihre Kiste zu legen. Es fand sich Alles in Ordnung, und als sie nach kurzer Weile in die Küche herunterkam, sah sie auch hier durch das Töchterchen des Hauses die Dinge so gut besorgt, daß sie sich singend und lachend in Scheuer und Stall begab, um nach ihren Kühen zu sehen. —

Indeß hatten Vater und Mutter von der

Straße her langsam den geraden, zum Dorf hinunterführenden Feldpfad verfolgt. Schon die Hälfte der Strecke war zurückgelegt und das Schweigen noch nicht gebrochen.

„Die Krautköpfe müssen demnächst heim!“ sprach sie endlich.

„Das kann morgen geschehen,“ meinte er. „Wie der Reps schön steht und die Spelz*) schön aufgegangen ist.“

„Es scheint so!“ sagte sie nach einer Pause. „Die Frühschwarzen in den Wingerten sind übrigens zum Herbsten reif.“

„Ende der Woche. Aber, Juliane, was soll der Herr Pfarrer von Deinen Reden denken?“

„Ich hab' doch deutlich genug gesagt, was ich will. Du wärst wohl gern noch mit dem Pfarrer nach Gleiszellen hinauf, Henrich?“

„Fällt mir nicht ein. Ich wäre am liebsten gleich heimgegangen.“

„Es ist auch wahr!“ sagte sie so eigen, daß er fragte, was sie habe. „Sei nur ganz still, Henrich, nur ganz still. Jedes Wort ist zu viel,“ war ihre Antwort, noch immer in eigenthümlich gelassenem Ton.

---

*) Spelz = Dinkel.

Er sah mit fragendem Staunen flüchtig nach ihr und dann vor sich hin. Fast wäre er herausgeplatzt, zog jedoch vor, zu schweigen, bis sie wieder anfing:

„Die Nettl hätt' auch heute aus der Kirche bleiben können."

„Das hättest Du ihr sagen sollen."

„Damit sie sich beklage, ich lasse sie nicht in die Kirche. Sie müßt' selber 'o viel Einsicht haben, da der Fall mit der Eve eingetreten ist."

„Einsicht bei so leichtsinnigem jungen Volk!" bemerkte er.

„Ein Glück, daß unsere Susel schon so vernünftig ist."

„Ja, unsere Susel wird brav und hübsch. Verzieh' mir sie nur nicht, Juliane. Was der Hollerstock voll Beeren hängt!" bemerkte Henrich Groß, über die kleine Barre für das Geflügel in der Zaunthüre schreitend. „Hingen die Frühschwarzenstöcke so voll, der Weinherbst! Bist Du in den Wingerten gewesen, Juliane?"

„Ich hab' der Großmutter die Perschinge da geholt. Sie führt in letzter Zeit so wunderliche Reden."

„Das thut sie schon, so lange ich sie kenne. Man muß sie reden lassen, Juliane."

Und ohne weiteres Wort ging man durch Garten, Scheuer und Hof ins Haus, indeß aus dem Kuhstall Nettls Stimme erklang:

„Wenn ich schon keinen Schatz mehr hab',
Werd' ich schon einen finden.
Ging ich's Gäßlein auf und ab
Bis an die Linden.

Als ich an die Linde kam,
Stand mein Schatz daneben.
Grüß Dich Gott, mein herztausiger Schatz.
Wo hast Du gewesen?"

„Die hat eine schöne Sonntagsandacht aus der Kirche heimgebracht," bemerkte Groß beim Eintritt. „Jugend hat keine Tugend."

Bei aller Leidenschaftlichkeit war Frau Juliane noch ein kluges Weib, das wohl zu durchgreifenden Entschlüssen geneig war, wo verletzte Eigenliebe es gebot, aber doch auch Vernunft und Vorsicht walten ließ, wo noch andere Interessen ins Spiel kamen. Die Aeußerungen der Großmutter hatten ihre Wirkung nicht verfehlt und einen Keim zum Argwohn gelegt, doch auch das Bedenken erregt, ob sie jenes Gerede richtig gedeutet, ob kein Mißverständniß unterlaufe, ob sie der Muthmaßung — und mehr konnte es nicht sein — nicht zu viel

Gewicht beilege. Sie kannte ja die mißtrauische Schwieger. Dazu fiel ihr schwer, an solchen Verrath an ihr, der Frau Juliane, zu glauben. Auch war ihr noch nie ein Anlaß dazu gegeben, und sie war in der That schon aus Selbstgefühl, schon durch ihre Eigenliebe nicht geneigt, sich solchem Argwohn hinzugeben. Das Verhalten ihres Mannes war ohnehin ein völlig unbefangenes und Frau Juliane klug genug, nicht selbst Zunder anlegen zu wollen. Was fiel der alten Frau nur ein! Hätte doch auch die treue Aplone schon einen Wink gegeben, wenn's nöthig wäre!

Zudem war Frau Juliane im Ganzen mit Nettl zufrieden. Bis jetzt war die junge Magd fleißig, bescheiden und treu erfunden; und wenn sie sich gern putzte, nun, sie war in den Jahren, wo Mägde den Burschen gern gefallen möchten, — da war nichts weiter dabei. Ihr ohne Anlaß aufkündigen, ging nicht; der Ruf einer Magd war leicht geschädigt, Aufsehen immer vom Uebel. Man ist doch so jungem Ding einige Rücksicht schuldig. „An ihr weiß ich, was ich habe," dachte Frau Juliane und wechselte überhaupt nicht gern. Zudem war die Frist zur Aufkündigung schon verflossen, Nettl also stillschweigend

wieder gedungen. Und warum auch unnöthiger Weise der Schwieger eine Genugthuung gewähren, damit sie sagen könne: „Da haben wir's ja!" — Nein! —

Frau Julianens stille Beobachtungen entsprachen ihren Wünschen. Was meinte nur die Schwieger! Heinrich Groß war viel zu stolz. — Und die Magd saß auch bei Winterbeginn noch bescheiden und still beim Spinnrad in der Stube, — lachte nur, wenn Andere lachten, sang nur, wenn Andere sangen. Trat sie jedoch in der nächtlichen Achtuhrpause auf die Gasse hinaus, da ging es freilich sofort mit ihrer hellen Stimme drollig genug los:

„Mein Schatz geht über die Gass',
So dick als wie ein Butter-Butterfaß,
Wackelt hin und her,
Als ob's die Aller-Allerschönst' —
Als ob's die Aller-Allerschönst'
Auf Erden wär."

Darüber mußte auch Frau Juliane lachen, wenn sie's hörte. Nettl brachte überhaupt erst einiges Leben in das stille Dorf und war gut zu leiden.

„Aber Acht muß man auf sie haben," sagte Heinrich Groß gelegentlich zu seiner Frau, als

eben wieder Nettls Stimme sich dem Hause nähernd auf der Gasse erscholl:

„Hab' ich Dir nicht schon zum öftern Mal gesagt,
Du sollst kommen alle Samstag zu Nacht,
In der Woch' sechsmal?
Wärest Du gekommen,
Hätt' ich Dich genommen,
Keinen Andern nicht."

„Das sind so Münsterer Liedchen!" dachte Susel vor sich hinlächelnd in der nicht unrichtigen Voraussetzung, Nettls lustiges Wesen rühre von ihrer Dienstzeit in Münster her.

Nach Ablauf der nächtlichen Ruhepause trat dann Nettl zum heimlichen Ergötzen der Hausgenossen wieder so still und bescheiden in die Stube, saß so fleißig am Rädchen, als sei sie's gar nicht gewesen, die das stille Dorf soeben noch mit Gelächter und Gesang erfüllt hatte.

Indeß hatte Susel seit jenem Sonntag nichts weiter mehr von dem Spuk im Hause wahrgenommen, — es war wohl eine Täuschung gewesen. Auch die Weinlese war vorbei, sogar die Taufe des Enkels der Frau Juliane vorübergegangen, ohne daß es zu weiteren Erörterungen wegen der Konfirmation Susels gekommen wäre.

Diese dachte unbekümmert, sie werde wohl schon rechtzeitig eingesegnet werden. — Da wurde sie jedoch bei Winterbeginn, einige Tage nach der spät in den November fallenden Kirchweih in der Schule aufgerufen.

„Nun, Susanna Groß,“ sprach der Schulmeister, „es muß sich jetzt entscheiden: Wirst Du am Konfirmandenunterricht des Herrn Pfarrers in Münster Theil nehmen oder nicht?“

Die Aufgerufene, unter dem Blicke der ganzen Schule roth geworden wie ein Weidenröslein, vermochte keine Auskunft zu geben. „Ich weiß nicht!“ war die einzige Antwort.

„Wir müssen es aber wissen, da Du bis Ostern aus der Schule entlassen werden sollst,“ äußerte der Schulmeister, sich eine Prise gestattend. „Du bist weitaus die Größte von Allen. Sag' es Deiner Mutter und setz' Dich.“

Susel schämte sich sehr vor den andern Kindern, die sie auch beim Heimgang aus der Schule darum anzusehen schienen, und ging, diesmal mit Schiefertafel, Gesang- und Lesebuch unterm Arm, eiligen Schrittes Allen voraus, was sie um so leichter konnte, als sie nicht blos die größte, sondern auch die behendeste unter ihren Mitschülerinnen war. Vetter Jokebs Grethel rief ihr

mehrmals zu, was sie denn habe. Allein, ohne sich umzusehen, legte Susel die kleine Feldstrecke auf dem bereits gefrorenen Weg rasch zurück und erreichte das stille Dorf und das elterliche Haus mit rothem Kopf. Hastig entledigte sie sich ihrer Schulsachen und stellte sich dann, mit dem Finger am Mund, der Stube abgewandt, an das in den Hof gehende Fenster.

„Na, was giebt's?“ fragte Frau Juliane von ihrem Sitze her, wo sie Brodkrumen für das Federvieh in ihre Schürze schnitt.

„Mich allein hat er gefragt, ob ich nicht in die Konfirmandenstunde gehe, mich allein!“

„Und was hast Du gesagt, Susel?“

„Ich wüßte es nicht, habe ich gesagt.“

„Da hast Du ganz recht gethan. Es geht ihn im Grunde nichts an. Die Sache hat noch Zeit.“

„Zeit? Aber, Mutter, heut über vierzehn Tage geht der Konfirmandenunterricht an und alle Andern gehen dann in die Pfarrstunde nach Münster.“

„So laß sie gehen,“ sagte die Mutter mit etwas ärgerlichem Nachdruck, als ob daran nichts gelegen wäre.

„Und ich soll daheim bleiben und nicht kon-

firmirt werden!" entgegnete Susel nahezu weinend. „Ach Gott, ich schäme mich halb zu Tod! Die Buben weisen mit Fingern auf mich."

„Ei was!" meinte die Mutter. „Lecken doch alle einmal die Finger nach Dir."

„Mutter," wandte das Mädchen, sich umkehrend, halb flehend, halb vorwurfsvoll ablehnend ein, „ich muß doch konfirmirt werden!"

„Das wirst Du auch. Sorge jetzt nicht für ungelegte Eier. Treiben sie mir's zu bunt, nehm ich Dich gleich aus der Schule und thu Dich bis zur Konfirmation zu unserer Freundschaft ins Elsaß, nach Rott oder Kleeburg hinterm Gaisberg zu den reformirten Schwedenbauern."

„Was thu ich denn im Elsaß, zu Rott oder Kleeburg hinterm Gaisberg bei den reformirten Schwedenbauern? Münster liegt doch näher!"

„Und ich sag': was thust Du drüben bei den Münsterer Holzschlegeln und Heidelbeerenschnitzern! Da mag's den Moosrupfern von Gleishorbach gefallen, aber mein Kind hat nichts bei den Münsterern zu suchen. Von diesen hat jeder seinen Gickel und Krattel,*) als sei der große Hund sein Vetter, und nichts ist dahinter. Ich

*) Gickel und Krattel = Stolz und Hochmuth.

kauf' sie alle aus, wie sie drüben sind. Merk Dir's. Und jetzt ab und zur Ruh!"

Damit stand Frau Juliane auf, um draußen im Hof die Hühner zu füttern, wobei sie noch unter der Thüre dem Töchterchen anbefahl, den Tisch zu decken. Unter Thränen kam Susel dem Befehl nach. Ach sie hatte sich so gefreut, mit den Andern nach Münster in die Pfarrstunde zu gehen — sie wußte selbst nicht, warum sie sich so gefreut hatte.

Bruder Stoffel trat ein und fragte sie, warum sie weine. Als sie ihm den Grund nannte, gab er ihr keinen Trost, sondern sagte nur: „Ob Du in Münster oder wo anders konfirmirt wirst, was habe ich davon?" Und damit ging er. Die alte Aplone kam, und Susel legte ihr für einen Augenblick das Köpfchen an die treue Brust; aber verständlich machen konnte sie sich der Tauben nicht.

Inzwischen war der Vater mit einer Fuhre Holz aus dem Walde heimgekehrt und in die Stube getreten, um aus der offenen Schenklade des Eckschranks ein Schoppenglas zu nehmen, das er im Keller aus dem angestochenen Weinfasse füllen wollte.

„Nun mein Kind, was hast Du denn?" sagte

er, seinem Töchterchen die Hand auf den Scheitel legend.

„Was soll ich haben? Nichts hab' ich, Vater!" war ihre ausweichende Antwort. Aber sie weinte dabei.

Er ließ nicht nach und erfuhr auch, worum es sich handelte, als er ihr zuredete, dem Vater anzuvertrauen, was ihr Herz beschwere. Heinrich Groß war ernster geworden, da er den Schmerz seines Töchterchens sah. Die Angelegenheit trat ihm doch sehr nahe und nun ganz in den Vordergrund.

„Sei nur ruhig, mein Kind! nur getrost!" sagte der Vater. „Da hab' ich auch ein Wort mitzureden. Wenn die Noth an den Mann geht, wird geschehen, was muß. Bis dahin möcht' ich gern Frieden halten im Haus und mit Deiner Mutter. Denn ich fürchte, wenn es einmal zwischen uns zum Treffen kommt, dann aut oder naut! — — Indeß, es wird nichts so heiß gegessen, als gekocht. Wenn Du auch Deiner Mutter folgen sollst, so bin doch ich Dein Vater und der Mann im Hause. Hoffentlich läßt Deine Mutter als eine vernünftige Frau noch mit sich reden."

Es war des Mannes feste Ueberzeugung, daß

es einmal zur schweren Entscheidung zwischen ihm und seiner Frau kommen werde, die leicht verhängnißvoll werden möchte. Er scheute, den verantwortlichen Schritt zu thun, und schob denselben immer weiter hinaus bis zu einem wichtigen und bedeutungsvollen Anlaß. Wegen Geringfügigkeiten wollte er das Verhängniß nicht heraufbeschwören. Er befand sich zu wohl in den jetzigen Verhältnissen, als daß er leichtfertig einen Wandel der Dinge herbeiführen wollte, von welchem man nicht wissen konnte, was er bringe. Die Konfirmation seines Kindes schien ihm jedoch ein Fall von hinreichender Wichtigkeit, um sein Behagen und zum Theil seinen häuslichen Frieden daran zu setzen. So war er denn auch fest entschlossen, es deswegen zu einer Entscheidung kommen zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Bas Marlis.

Die Schüler hatten den Nachmittag frei. In den beiden Nachbarorten war schon lange darüber gesprochen worden, daß Bas Juliane, die Frau des Kirchenältesten Groß, sich nicht mehr in der Kirche sehen lasse. Nun brachten die Kinder heim, was der Herr Schulmeister zur Susanna Groß gesagt. Andere Leute wußten ziemlich genau, was an jenem Herbstsonntag zwischen dem Herrn Pfarrer und Frau Juliane verhandelt worden war. Man wollte auch wissen, daß der Herr Pfarrer deswegen die Einladung zur Taufmahlzeit damals ausgeschlagen, obwohl der Grund ein anderer war; der Geistliche fand an Sonntagen nicht wohl Zeit, solchen Einladungen nachzukommen.

Niemand empfand größere Genugthuung über diese Gerüchte als Bas Marlis von Pleisweiler, die aus keinem andern Grunde auf ihrem lutherischen Standpunkte beharrte, als weil sie bei der großen Umfrage im Jahre 1818 nicht auch gefragt worden war. Ihr Mann, der damals noch lebte, hatte der Union zwar zugestimmt, aber nicht sie, die Bas Marlis. Die Aehnlichkeit ihrer Anschauung hatte ihr bei Frau Juliane schon manche gute Aufwartung verschafft, und sie lebte in Verhältnissen, wo sie darauf Rücksicht zu nehmen hatte.

Als nun Bas Marlis selbigen Nachmittag von dem Vorgang in der Schule hörte, verbanden sich damit sofort angenehme Kaffeegedanken mit Waffeln- und Weißbrodideen. Sie zog also ihre schönste „Betze" über den Kopf, ihr rothgestreiftes Halstuch um den etwas schwammigen Oberleib, fragte beim Dreher am Brunnen an, ob er keine Spindel, keine Spule oder sonst ein ausgebessertes Stück von einem Spinnrad für Frau Juliane Groß liegen habe, und machte sich dann mit einer neuhergestellten hölzernen Schraube frohgemuth nach Oberhofen hinunter, indem sie Stricknadeln und ein Wollknäuel für den eigenen Gebrauch mitnahm.

Frau Juliane saß eben mit Nettl, der alten Aplone und einer eigenen Spinnfrau in der Stube; der Vater überrechnete für sich die schlechten Weinerträgnisse, sowie die Kosten und den voraussichtlichen Ertrag der Herbstsaat; Susel hatte ebenfalls ein Spinnrädchen vorgenommen, um sich zu üben, während Knecht Hanjerg in der Scheuer mit Häckselschneiden und Stoffel in der Werkstube drüben neben dem Backhaus mit „Welchenputzen“ beschäftigt war, d. h. er richtete Weiden zum Anbinden der Reben her.

Da öffnete sich die Thüre der warmen Wohnstube, und herein trat die wohlbekannte runde Figur der Bas Marlis von Pleisweiler. Der Empfang war gut, die Schraube paßte und kam eben recht, und Bas Marlis war nur erschienen, um sich zu erkundigen, wie es der Großmutter gehe. Man hieß sie setzen, um die Ruhe nicht aus dem Hause zu tragen, und sie klagte eine Weile über den Fluß in den Gliedern.

„Man wird eben alt, Bas Marlis,“ sagte Frau Juliane und schlug dann vor, zur Großmutter hinüber zu gehen. „Ich will doch dafür sorgen, daß wir einen warmen Kaffee kriegen. Du, Nettl, kannst jetzt Rüben klein stoßen für das Vieh, — aber nur recht klein!“

Und während die Magd ging, ihrem Auftrag nachzukommen, begab sich Bas Marlis ins Nebengebäude zur Großmutter, wo die Unterhaltung sich bald im richtigen Geleise befand, als der Besuch ein warmes Plätzchen am Ofen erobert und bei der Erkundigung nach dem Befinden die Antwort erhalten hatte, es gehe so weit wieder besser. Das Gespräch war eingeleitet.

„Ja, ja," sagte die alte Frau im Bette und sah starr vor sich hin in eine Ecke. „Das hätte sich mein Adam nicht gedacht, daß so bald ein Anderer an seiner Stelle säße und die Herrschaft in seinem Hause führe."

„Das sage ich auch immer," bestätigte emsig strickend Bas Marlis. „Wär' sie Wittfrau geblieben, hätte sie sagen können: Nein, ich stimme nicht zu der Union, stimme nicht bei, daß reformirt und lutherisch wie Kraut und Rüben durcheinander geschüttelt werden, gleich dem Futter fürs liebe Vieh. Ich stimme nicht zu, und damit Basta!"

„Wär' das Alles!" meinte die Alte, mit der Hand auf ihr Deckbett schlagend. „Aber's thut auf die Dauer nicht gut, wenn der Mann jünger ist, als die Frau."

„Gar nicht gut!" stimmte Bas Marlis zu.

„Er ist zwar ein tüchtiger Mann, der Henrich Groß, das hört man allgemein, aber —“

„Er ist doch einmal seine fünf oder sechs Jahre jünger, als die Juliane,“ fiel die Alte im Bett ein. „Sie muß schon Augen hinten und vorn haben, — er ist ja doch einmal seine fünf oder sechs Jahre jünger.“

„Ja, ja, sie ist doch sechs oder sieben Jahre älter, als er,“ fing Vas Marlis an. „Aber das muß man an ihr loben, daß sie jetzt so Widerpart hält wegen der Pfarrstunde in Münster. Das gefällt mir an ihr, das muß ich schon sagen.“

„Weißt, Marlis, sie kann es nicht verschmerzen, daß der jetzige Bürgermeister von Münster selbigesmal nicht sie — sondern eine Andere im Aug' gehabt hat —“ berichtigte jetzt die Alte im Bett vertraulich. „Sie hat gemeint, er wagt Alles, auch das Leben, ihretwegen!“

„Ach ja! So oft ich den Bürgermeister von Münster auf seinem Nickel durch unser Dorf reiten seh', denk ich daran,“ begann jetzt Vas Marlis, eine Nadel aus dem Strickstrumpf ziehend. „Die Mordsschlägerei selbigesmal auf der Oberhofener Kirwe! Nur sein Kamerad, der Kuntzefriederle im Oberdorf zu Münster, hat ihn her-

ausgebissen, hat gleich den siedenden Wurstkessel in der Küche ausgehoben und unter die Oberhofener geschmissen. Da hat's Luft gegeben, und sie sind davon gekommen, die Münsterer, sonst wären sie maustodt geschlagen worden, maustodt! Zuletzt aber, und das ist heute noch nicht verwunden, zuletzt hat sich herausgestellt, daß er einer gewissen Anderen zu Gefallen gegangen ist. Aber er hat doch den Braten in Oberhofen dann zu heiß gefunden und ist weggeblieben."

„Und dann ist mein Adam noch einmal vorgegangen," nahm die Alte im Bett den Faden des Berichts auf. „Adam, hab' ich g'sagt, jetzt ist's Zeit, die Beeren sind zeitig. Und da ist sie froh um ihn gewesen, hätt' es auch nicht zu bereuen gehabt, wenn — —"

„Wenn er nicht gern getrunken hätte," fiel Bas Marlis etwas unvorsichtig ein, fuhr aber sofort, als sie den üblen Eindruck ihrer Bemerkung empfand, in ihrer Ausführung weiter: „Aber das macht gar nichts; trinken thut Jeder; er hat's ja reichlich gehabt, warum hätt' er nicht trinken sollen! Jeder Mensch hat seine Schwachheiten! Das können unsere Männer einmal nicht lassen. Sie tragen wenigstens kein Geld ins

Wirthshaus, sondern petzen daheim im eigenen Keller. Der Wein hat ja jetzt ohnehin keinen Preis und verkauft sich schwer. Warum sollen sie nicht trinken! Leider sterben sie leicht daran. Mein Martin hat ja auch den Umstand an sich gehabt, und plumps! ist er dagelegen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Ein tiefer Seufzer und ein Wischen der Augen mit dem Schürzenzipfel folgte, während die alte Frau im Bette dem Redefluß der Strickenden nicht Einhalt zu thun vermochte. Jetzt erst war dazu Gelegenheit, und so wandte sie denn auch mit einiger Ungeduld ein:

„Ich hab' einen andern Umstand im Auge, Marlis."

„Ach ja, es giebt ja Ursachen zu Unfrieden in der Ehe gerad' genug, Bas Evekäth."

„Sie hätt' nach seinem Tod Wittib bleiben sollen," fuhr die Alte fort, ohne sich unterbrechen lassen zu wollen. „Der Stoffel hätt' bald die Sach' versehen können. Aber nein! Der Henrich steckt ihr im Kopf. Der Henrich muß es sein: sie hat keine Ruh' mehr gegeben."

„Na, es ist wenigstens nicht übel ausgefallen."

„Aber er ist immerhin seine fünf oder sechs Jahre jünger als sie."

„Ein bedenklicher Umstand das," bestätigte Bas Marlis, „wenn die Frau gleich sieben oder acht Jahr älter ist, als der Mann, das stört manchmal den Hausfrieden."

„Ob!" bemerkte die Alte im Bett nachdrucksvoll. „Uneben ist er ja gerade nicht gegen mich, das könnt' ich nicht sagen; aber seit Eve sich verheirathet hat — wenn sie nur nicht zu viel Kinder kriegt — hab' ich nur noch den Stoffel im Haus."

„Und der wird sich auch bald nach einer Frau umgucken. Fehlen wird's ihm nicht, — er darf nur zugreifen, Euer Stoffel. Im Oberland ist noch viel Reichthum."

„Ja, da sitzt er und hat ein Hütchen auf," entgegnete die Alte mit einer bekannten Redensart. „Die Reichen sind meistens schon als Kinder vergeben."

„Na," meinte Bas Marlis, „auf Vermögen braucht Euer Stoffel nicht zu sehen. Ihr, Bas Evekäth, versorgt ihn schon, Ihr habt's ja!"

„Ich?" schrie die alte Frau in ihrem Bette auf. „Gar nichts hab' ich, — nicht so viel hab' ich, als den Trödel da. Lang' nur einmal die Schachtel herunter, Marlis."

Es schien, die Schwiegermutter halte diese

Schachtel stets bereit als Ableitung aller Muthmaßungen über heimliche Mittel, die ihr zu Gebot ständen. So jetzt auch gegenüber der Bas Marlis, die beim Anblick des vielen Papiergeldes aus der Franzosenzeit indeß ihren Ernst beibehielt.

„Siehst Du,“ sagte die Alte, „Hunderte von Scheinen, Assignate, Mandate, Anweisungen auf Nationalgüter, — aber Alles keine rothe Bohne mehr werth. Mein David selig hat sie annehmen müssen, die Zettel! Jetzt hab’ ich den Bettel. Noch weniger werth als die Lumpen, aus denen das Papier gemacht ist.“

„Das ist doch nicht so gewiß,“ wandte jetzt Bas Marlis ein. „Nur behalten! Der Immelbalzer in der Stadt schwört darauf, es kämen wieder andere Zeiten, und die Republik zahle dem Alles haarklein baar aus, der die Zettel vorweist. Auch die Regine in der Kukukshütte meint, man könne nicht wissen! Dann sind die Assignate wieder oben.“

„Wenn das wahr wird,“ fing die Alte hierüber an und nahm ein ganzes Bündel in die Hand, — „guck, Marlis, das thät’ ich Dir gleich schenken.“

„Brauchen könnt’ ich’s ja,“ ließ sich jetzt Bas Marlis vernehmen. „Mein Mann selig hat mich

recht bedürftig zurückgelassen, und wenn Ihr mir mit etwas Geld aushelfen möchtet, Bas Evekäth . . ."

„Wenn wir's erleben," fiel die Alte ein, „erinnere mich daran, Marlis, und stell' die Schachtel wieder an ihren Ort. Oder besser, ich behalte sie gleich neben mir. Und daß ich meine Rede nicht vergesse, Marlis, — der Stoffel trinkt ja auch, — was hätt' ich sonst davon? sagt er — es kostet ihn ja nichts im Hause, das doch von Rechtswegen ihm einmal zufällt. Aber von Münster herüber soll er sich keine Frau holen. Da ist viel Schein und man sieht nicht hinein. Darin stimmt auch die Juliane mit mir überein und will nicht einmal ihre Susel drüben konfirmiren lassen . . ."

„Nun, das lob' ich an ihr," schaltete Bas Marlis ein. „Sie hat Münster auf dem Strich. Doch ist sie selbiges Mal beim Unionstag drüben gewesen. . . ."

„Aber mit rothem Kopf heimkommen," fügte die Alte hinzu. „Sie haben ihr drüben das Alter vorgerückt, — ihr Henrich, na ja, der ist ja doch seine fünf oder sechs Jahre jünger und das hat man in Münster auch gemerkt. . . .

Aber, pst, — sie kommt mit dem Kaffee! Ob sie Waffeln gebacken hat?"

In der That trat eben die Hausfrau ein mit dem Kaffeegeschirr, Susel hinter ihr mit Weißbrod, — zu Waffeln war die Zeit zu kurz gewesen. Und während nun gedeckt wurde, meinte Frau Juliane, gut gelaunt, indem sie Platz nahm, den Kaffee einschenkte und zum Zugreifen einlud:

„Ueber Münster ist's hergegangen? Na, da bin ich gleich dabei. Du, Susel, kannst übrigens wieder gehen. Ja, die Münsterer! Wie glücklich schätzten sie sich selbiges Mal, mich, die Frau Groß, auch einmal drüben zu sehen. Ach so glücklich!" — Und Frau Juliane ahmte während des Kaffeetrinkens Ton und Geberde auf lächerliche Weise nach: „Ja, ich will mir doch auch das Versöhnungsfest ansehen." — „Das freut uns aber; Sie werden über Mittag hier bleiben?" — „Doch nicht, wir wollen heim." — „Das thut uns aber sehr leid." — „Ich werde mich jedoch nach meinem Mann richten, und wenn der . . ." — „Das wäre ja recht schön!" — „Nur warten sie daheim!" — „Das ändert die Sach' allerdings." — Und so geht das Gezier weiter. Dabei zerrt mich meine Susel am Rock, daß

ich sie hätte auf die Schippe nehmen mögen. „Mutter," sagt sie und giebt keine Ruh', „die Frau kann ihr Haar vom Kopf nehmen und in die Schublade legen und Du nicht!" — Da soll ich nicht lachen! So falsch ihre Haare, so falsch ihre Reden."

„Und sie haben nicht gestichelt?" erkundigte sich hier der im Kaffee schwelgende Besuch.

„Wie so, Marlis?"

„Nicht etwa auf den Unterschied der Jahre angespielt, wenn die Frau älter ist als der Mann, oder so?"

Frau Julianens Miene verfinsterte sich.

„Darauf hätt' ich sie doch gehörig abgetrumpft," bemerkte sie dann nachdrücklich. „Es ist übrigens gut, daß man nichts mit den Münsterern zu thun hat. Ich bin seitdem nicht mehr hinüber, möcht' nichts mehr von ihnen wissen. Sie können mir Alle gestohlen werden."

„Aber die Susel wirst Du doch in Münster konfirmiren lassen müssen," meinte die Alte im Bett lauernd.

„Müssen? Susel kann bei unserer reformirten Freundschaft im Elsaß konfirmirt werden."

„Das hör' ich gern," trat jetzt Bas Marlis, an ihrer Tasse schlürfend, kräftig mit ihrem Bei-

fall hervor. „Ich kann Dir aber auch sagen, Juliane, wenn Du Deine Susel nach der neuen Mode in Münster konfirmiren ließest: guck, nicht mehr ins Haus wär' ich Dir gekommen, nicht mehr ins Haus."

„Wie?" wandte jetzt Frau Juliane ein, indem sie mit großen Augen ihren Besuch ansah.

Die Alte im Bett, klüger als Bas Marlis, deren Verstand im Kaffee schwamm, hüstelte mehrmals bedenklich. Aber die Letztere bemerkte vor dem Dunst, der aus ihrer Tasse stieg, das aufsteigende Unwetter nicht und blies mit Wohlbehagen ihren duftigen Trank, worauf sie noch Weißbrod bis zum Ueberlaufen hineintunkte, indem sie dabei fortfuhr:

„Nein, Juliane, wenn Du mir das anthätest und Deine Susel nach der neuen Mode in Münster konfirmiren ließest! Ich sähe Dich nicht mehr an. Das darfst Du nun und nimmermehr."

„Was?" begann Frau Juliane und starrte der Unbedachtsamen steif ins Gesicht. „Wer wollte mich denn hindern? Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst? Hast Du mir zu befehlen? Was ginge es Dich denn an, Marlis? Und was wolltest Du denn anfangen, wenn ich's doch thäte?"

„Nein, nicht mehr ins Haus käm' ich Dir, Juliane, nicht mehr ins Haus."

„Ei, so bleibe draus!"

„Juliane!"

„Draus bleibe mir, sage ich!" fuhr Frau Juliane fort. „Ich thu', was ich will, und lasse mir nicht von lutherischen Dickköpfen vorschreiben, was mir zu thun gebührt. Gerade jetzt geht meine Susel in die Pfarrstunde!"

„Nach Münster? Nein!" schrie die Unbesonnene, in ihrem Kaffeerausche die ganze Sachlage verkennend. „Das darf ja nicht sein. So schlecht denk' ich nicht von Dir, Juliane."

„So denk' von mir, was Du willst!" erwiderte Frau Juliane bestimmt. „Hör' einmal da! Ich kann doch mein Kind hinschicken, wo ich will, ohne Dich erst fragen zu müssen. Es liegt mir doch noch immer mehr am Herrn Pfarrer, als an so Einer!"

„Juliane," fing jetzt die Enttäuschte an, die aus allen Himmeln fiel, „das ist Dein Ernst nicht. Na, und ich nehme ein Wort zu viel auch nicht übel. So bleibt's beim Alten, gelt, und Du schickst Dein Kind nicht nach Münster."

„Gerade jetzt thu' ich's!" versetzte Frau Juliane, sich von ihrem Sitz erhebend und zu dem Fenster

schreitend, das sie mit einiger Mühe und trotz des Schreiens der Schwieger wegen Zugs aufriß, indem sie laut hinausrief: „Susel! Susel!“

„Was denn, Mutter?“ war die Antwort von unten, da das Mädchen von der Küche her auf die Schwelle der Hausthür trat.

„Morgen geh' ich mit Dir in die Kirche und Du setzest Dich neben des Bürgermeisters Lene. Verstanden? Geh' noch heut' zum Herrn Schulmeister und sag' ihm, daß Du mit den anderen Konfirmanden die Pfarrstunde in Münster besuchen wirst.“

„Ja, Mutter, gleich!“ tönte es jauchzend herauf. Frau Juliane warf das Fenster wieder zu und wandte sich nach der erblaßten dicken Frau. „Hat Sie mir sonst noch was zu sagen, Bas Marlis?“

„Nein! nein! wahrhaftig nicht! Gar nichts!“ betheuerte diese, ihr Strickzeug zusammenrollend, nachdem sie noch rasch ihre Tasse geleert und ein übriges Stück Weißbrod eingesteckt hatte. „Gar nichts, Juliane. Adjes, Großmutter, bleibe Sie gesund in dem Haus. Zum Glück schlägt das nicht hinaus. Adjes auch, Frau Juliane Groß, Adjes!“ —

Und mit Schmerz verließ sie die warme Stube,

wo noch so viel ungenossener Kaffee dampfte, so gutes Weißbrod zum Tunken vorhanden war. Die Treppe knarzte unter ihrem wuchtigen Tritt, und Niemand rief sie zurück, als sie langsam über den Hof schreitend endlich die Thürklinke ergriff und dann hinter der Pforte verschwand.

„Will mir die lutherische Zahnraffel da sagen, was ich zu thun habe!“ bemerkte Frau Juliane noch im Stübchen der Großmutter. „So geht's, wenn man sich mit solchen Leuten gemein macht. Uebrigens, Schwieger,“ wandte sie sich an die alte Frau im Bett, „wenn Ihr's noch nicht wissen solltet: Nettl bleibt! Ich hab' sie mit Lohnaufbesserung wieder auf ein Jahr gedungen!“

Als dann Frau Juliane in die Wohnstube zurück kam, sprach ihr Mann, Heinrich Groß, zu ihr:

„So ist's gut, Juliane. Ich hab' ja gewußt, daß Du das Rechte treffen wirst. Drum hab' ich zurückgehalten und mich nicht hinein gemischt. Wofür hab' ich eine gescheidte Frau, wenn ich sie nicht gewähren lassen darf. Unsere Susel ist ganz glücklich.“

„Ich werde mir doch nicht von einer Bas Marlis vorschreiben lassen, was ich zu thun habe. Sie soll mir aus dem Hause bleiben!“

„Versteht sich.“

„Und dann thu’ ich doch noch eher dem Herrn Pfarrer und dem Hausfrieden etwas zu Liebe, als so Einer!“

„Versteht sich, Juliane, versteht sich.“

Und der wiederhergestellte Einklang im Hause leuchtete aus den Mienen von Vater, Mutter und Kind.

Sechstes Kapitel.

Pfarrstunden.

Wenn man an Wintervormittagen von Klingenmünster über die Höhe der Kreuzstraße die Richtung nach Bergzabern einhält, begegnet man vielen halberwachsenen, eifrig zuschreitenden Kindern, Knaben und Mädchen, die rudelweis dem Flecken Klingenmünster in der Tiefe zustreben. Es sind Konfirmanden aus den Orten Gleiszellen-Gleishorbach und Pleisweiler-Oberhofen, die da über die Rebhügel und Feldhöhen das Gebirge entlang in die „Pfarrstunde" wandern.

Kein Wetter hält sie ab. Regen und Schnee und Glatteis wird in Schuhen und Holzschuhen auf den Abhängen der Straße überwunden. Ob die Röcke noch so sehr im Winde fliegen und die weißen Flocken um die Näschen stieben: plaudernd,

schäkernd geht es bergauf, bergab, die Mädchen gewöhnlich Hand in Hand oder die Arme sich gegenseitig um die Nacken schlingend. Auch Susanna Groß von Oberhofen befand sich dabei; hochgewachsen wie keine Andere, ging sie stets zu Zweien mit Vetter Jokebs Grethel, oder zu Dreien noch mit Nachbars Liesel die Kreuzstraße hinunter nach Münster. War es für die Mutter daheim eine Beruhigung, daß ihr Kind, in hellen warmen Biberstoff gekleidet, vor den Unbilden des Wetters geschützt war, so machte sich Susel doch wenig aus dem Wetter und freute sich dieser Gänge. So vieles erweckte in Münster ihre Theilnahme, — außer Anderm auch das „Amthaus", dann das große Storchnest auf einem Schornstein im Stift und der große Rathhausbrunnen mit der kupfernen Weinaiche und den steinernen Trögen, an welchen die Waschweiber im beginnenden Frühjahr mit Klopfen und Rätschen so lustigen Lärm vollführten, daß man sein eigen Wort nicht verstand. Und kam Susel mit Grethel vorbei, so schrieen sie wohl: „An Denen macht Einer einmal einen Fang! Das sind die reichsten Mädeln weit und breit."

Kam dann Susel im Schneegestöber heim, die Mutter ihr besorgt mit der warmen Suppe

entgegen, da gab es zu plaudern gerade genug, auch mit Nettl am Spinnrad, die ihr dann immer heimlich zuflüsterte: „Ja Münster ist oben!“ wie die Holländer rufen: „Oranje boven!“ — Auch war es keine geringe Genugthuung für die Mutter, daß ihr Töchterchen die Oberste in der Pfarrstunde war. Noch nicht dagewesen, daß keine von Münster, sondern eine „Fremde“ die Erste in der Pfarrstunde war!

Zu oberst auf der „Bubenbank“ saß Einer, der am meisten wußte, der stärkste und größte von seinen Kameraden. Schorsch hieß er; nicht Jerg, sondern Schorsch; nnd seine Eltern wohnten in einem Erkerhaus nah am Rathhausbrunnen bei der früheren Stiftschaffnerei. Ob er sich ihrer noch erinnerte von damals, wo er von nichts als „Essensspeisen“ sprechen wollte? — Wie herzhaft gab er jetzt Red' und Antwort, wenn der Herr Pfarrer eine Frage stellte, während sie selbst nur immer schüchtern, befangen und mit flammenden Wangen antworten konnte. — Einmal aber, als Schorsch sich vergeblich besann, konnte Susel nicht umhin, ihm die Antwort möglichst vernehmlich zuzuflüstern, um ihn der Verlegenheit zu entreißen. Allein, falsch auffassend antwortete er in der Verwirrung etwas Albernes,

worüber ihn der Pfarrer tüchtig auszankte. Und nun ließ er sie es entgelten, die es so gut mit ihm gemeint hatte, und herrschte ihr heimlich zu: „Schweig ein andermal, Du Bachstelze, wenn Du nichts weiß. Thu nicht so gescheidt, Du Spiegelguckerin!"

Sie hatte Mühe, über diese Unfreundlichkeit nicht laut hinaus zu weinen. Vergeblich suchte sie ihre Thränen zu verbergen. Der Herr Pfarrer bemerkte es, und in der Voraussetzung, daß Schorsch unartig gegen sie gewesen sei, hob er drohend den Finger gegen denselben auf. Nun hatte sie beim Ausgang noch Worte wie „Flennsusel! Hopfenstange! Einfältige Spiegelguckerin!" und dergleichen zu hören. Mit verwundetem Gemüth nahm sie auf dem Heimweg am Plaudern, Lachen und Schneeballwerfen ihrer Genossen nicht theil. Daheim angelangt, suchte Susel unbemerkt ins Haus zu schlüpfen, legte dort still mit kummervollem Herzen ihre Kapuze ab, während die Mutter selbst die warmen Socken und das zurückgestellte Mittagessen herbeibrachte, fragend, was ihr denn begegnet sei, da sie sich so still verhalte, ob der Herr Pfarrer mit ihr gezankt habe.

„O Gott nein, Mutter, der Herr Pfarrer ist gut und freundlich.“

„Nun, was ist denn geschehen? Du bist doch nicht krank? Du hast Dich doch nicht erkältet?“

Um die Angst der Mutter zu beschwichtigen, blieb dem Mädchen nichts übrig, als mit der Wahrheit herauszurücken. Nun nahm es Frau Juliane auf die leichte Achsel.

„Ei was, Susel, mein Kind! Was kümmert Dich, was so ein Heidelbeerenschnitzer oder Holzschlegel sagt. Grad so viel, als wenn es ein Moosrupfer gesagt hätte,“ meinte sie, die Spitznamen derer von Münster und Gleishorbach betonend. „Laß das Lumpenpack schelten!“

Solcher Trost verfing jedoch bei Susel nicht. Schorsch war kein Lumpenpack, und sie konnte nur hoffen, daß er ihr noch Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, wenn er erfahre, wie gut sie's gemeint hatte. Allein in der nächsten Pfarrstunde empfing sie nur hämische Blicke und Worte von ihm, die ihr in die Seele schnitten. Als sie mit einer Mitschülerin ein Stückchen bunte Wolle austauschte, hätte er sie, als Oberster, nahezu mit dem Rufe angegeben: „Sie fuggert!“ Eine gewöhnliche Be-

schuldigung unter Kindern jener Gegend, die sich von jenen historischen Augsburger Handelsherren herschreibt und soviel heißt als: sie treibt Tauschhandel! was während der Schule nicht erlaubt, zuweilen streng verboten ist. Dabei rollte er geflissentlich sein Tintenglas auf der Tafel in einer Weise gegen sie, daß es endlich klirrend zu Boden fiel und, seinen Inhalt verspritzend, den Schürzen und Rocksäumen mehrerer Mädchen schwarze Flecken beibrachte.

Susel, die diesen Ausgang vorausgesehen hatte, befand sich in größter Verlegenheit und bückte sich hastig, die Scherben aufzulesen und mit ihrem Taschentuch die Flecken von den Kleidern zu wischen, so daß der Geistliche, in seinem Vortrag unterbrochen, nicht anders glauben konnte, als in ihr die Schuldige zu erblicken. Mit ernster, strenger Miene stellte er sie zur Rede.

„Hätte dieser da," er deutete auf Schorsch, „das verübt, und dem Schlingel wäre es zuzutrauen, würde ich ihn trotz seines guten Kopfes vor der Konfirmation noch zurückstellen. Dir, Susanna, die mein Mißfallen bis jetzt noch nicht erregt hat, laß ich es mit der Verwarnung hingehen, ein andermal weniger zerstreut zu sein und den Konfirmandenunterricht nicht durch so un-

nützes Spielen mit dem Tintenglas zu stören. Es ist das sehr unrecht von Dir. Sieh die beschmutzten Kleider Deiner Mitschülerin an und schäme Dich!"

Und Susel schämte sich gerne. Ihr Antlitz war purpurroth, doch ihre Augen ohne Thränen; schweigend nahm sie den Tadel hin. Sie athmete tief auf. Kaum war dann der Herr Pfarrer zur Thür hinaus, hörte sie Einen sagen:

„Du hast mich aus einer schönen Patsche gezogen!"

Sie hatte nicht den Muth, nach ihm umzusehen, wechselte mehrmals die Farbe — aber unglücklich fühlte sie sich nicht. Auf die Aeußerungen, wie einfältig es sei, sich für einen Anderen auszanken zu lassen, erwiderte sie nichts, ließ auch daheim nichts davon verlauten. Als die Mutter es dennoch erfuhr und schalt, daß sie für den Münsterer Taugenichts die Strafe unschuldig erduldet habe, nahm sie auch diese Vorwürfe still und gelassen hin.

Von da an erfuhr jedoch die Haltung des „kruselköpfigen" Schorsch gegen sie eine Aenderung zum Bessern. Harte Worte blieben jetzt ausgeschlossen, und auf der Eisbahn, die im Vorbeikommen benutzt wurde, stand er ihr helfend und

stützend zur Seite, erwies ihr überhaupt so manche kleine Aufmerksamkeit, die er früher Keiner, als vielleicht einer gewissen Kathel, der kleinen hübschen Tochter des Löwenwirths, gewidmet hatte. Sein Kamerad Michel dagegen beschäftigte sich mehr mit Grethel, oder vielmehr „Drethel", denn Michel konnte das K und G nicht aussprechen und sagte immer „Drethel", was viel Stoff zu Neckereien gab, worüber übrigens „Drethel" selbst am meisten lachen konnte.

Nur einmal kam Susel in jenen Wochen verstimmt heim. Auf der Kreuzstraße oben, wo der Weg von Gleiszellen her auf der First des Kreuzsteins die Straße rechtwinkelig durchschneidet, war eben ein schwer mit großen Weinfässern beladener Wagen vierspännig dahergekommen, als die Konfirmanden vorüber wollten. Nebst dem Fuhrknecht befand sich noch ein hübscher junger Mann beim Wagen, der den Knecht halten ließ und, zu Susel herkommend, fragte:

„Bist du nicht von Oberhofen und heißt Groß, mein liebes Kind?"

„Susanna Groß," war ihre etwas betroffene Antwort.

„Sapperment, Susele," fuhr er vertraulich

fort, „wie bist Du groß geworden. Noch ein paar Jahre, und Du könntest meine Frau werden."

Während die Anderen lachten, erröthete sie tief und das Weinen stand ihr vor Aerger und Beschämung nahe. Wie kam denn der fremde Mensch dazu, ihr das zu sagen! Als er ihr nun aber gar die Hand unters Kinn legen wollte, entwand sie sich ihm voll Unmuth noch rechtzeitig. Er lachte, indem er dem Knecht die Peitsche abnahm, und schien sich nach Beifall bei den anderen Mädchen umzusehen.

„Grüß' mir Deine Leute schön vom Kronenwirths Konrad!" sagte er, knallte mächtig, indem er die vier Pferde antrieb, und fuhr den Firstweg auf dem Rücken des Kreuzsteins entlang und erst weit unten zu Thal nach einem der schönen Dörfer im Klingbachgrund.

Dem Mädchen war es eine höchst unangenehme Begegnung gewesen; sie ärgerte sich sehr, so sehr, daß es ihr fast den Tag verleidete.

„Der garstige Mensch! Seine Frau? Eher thät' ich mir ein Leid an!" sagte sie zu Grethel. Und als diese meinte, er habe nur so im Spaß gesprochen, versetzte Susel: „Ich mag solche Späße nicht!"

Als ihre Mutter davon erfuhr, sagte diese: „Das braucht Dich nicht zu ärgern, der gehört zu unserer reichsten Freundschaft. Wär' er nicht schon Hochzeiter*) und Du sogut, als versagt, wer weiß, was geschehen könnte."

Das klang für Susel sehr bedenklich. Versagt? Mit innerem Schreck erfüllte sie das Wort. Sie konnte ihre Traurigkeit längere Weile nicht verwinden.

Allein der Frühling war gekommen, die Wiesen und Wegraine wieder grün; die Mandelbäume standen mit rosiger Blüthenpracht in den kahlen Reben; die Lerchen und Finken sangen. Da zog auch Hoffnung und Freude in das junge Menschenherz, und glücklich streichelte sie gelegentlich dem von ihrem Vater verhätschelten Füllen den Hals, wenn es zierlich zu ihr her an die Hausstaffel tänzelte, um dann scheu wieder zurückzuweichen; oder sie kraulte den jungen Lämmern die wolligen Köpfchen, da sie im Grasgarten und Hof zu ihr hergelaufen kamen. Denn mit der Heerde durften sie noch nicht hinaus. Eines Tages nahm dann Susel das zusammengefaltete Papier mit schwerem Inhalt und brachte es in der

*) Hochzeiter = Bräutigam.

letzten „Stunde" dem Herrn Pfarrer, der seinen besonderen Dank ausrichten ließ.

Und nun war der Palmsonntag über das grünende Land heraufgestiegen, an welchem die Einweihung der Konfirmanden in Münster stattfinden sollte. Frau Juliane, die sich ohnehin mit der unirten Kirche völlig ausgesöhnt hatte, ließ für diesmal das Vorurtheil gegen Münster fallen. War doch Susel die Oberste von Allen und — das unterlag keinem Zweifel — auch die Größte und Schönste in ihrem neuen schwarzen Merinokleid mit dem großen weißseidenen Halstuche. Man konnte ja für das Herzenskind etwas aufwenden. Und nun ward angespannt; man fuhr am sonnigen Morgen des Palmsonntags durch die aufgrünende Hügellandschaft über die Kreuzstraße nach Münster in die Pfarrkirche.

Der Verlauf des Gottesdienstes war erhebend, dann die Prüfung, das Bekenntniß, die Einsegnung gar rührend, wenn die Gemeinde sang und dann die Kinder ihren Vers anstimmten. Sie standen geschmückt um den Altar; die Jungen aus Gleiszellen, Gleishorbach, Pleisweiler und Oberhofen in mächtigen Nebelspaltern, was denen von Münster etwas Anlaß zu innerer Heiterkeit gab, besonders da die Gleiszeller ihre Antworten

plärrend herleierten. Man erkannte die Angehörigen der einzelnen Gemeinden sofort an der Aussprache. Susanna Groß hatte schon einmal eine Frage ruhig, schüchtern, aber ohne Stocken beantwortet. Sie war auffallend bleich, auch ihre Mutter, ihr Vater gespannt, als müsse noch ein besonders weihevoller Moment kommen. Und nun fragte der Geistliche, sich an Susel wendend:

„Und warum, Susanna Groß, heißt unsere Kirche protestantisch?“

Das Mädchen athmete tief auf; ihr Herz pochte, allein sie war sich des feierlichen Augenblicks völlig bewußt und durfte keine Schwäche über ihr junges Herz kommen lassen. So begann sie denn ihre Antwort, langsam, ausdrucksvoll, bald selbst ergriffen und gehoben von den Worten, die ihr nie so verständlich geklungen als jetzt, wo sie in ihrem Munde zum Verständniß der ganzen Gemeinde gelangten, so daß in tiefer Stille schon von Anfang Alles der schönen, vollen Mädchenstimme lauschte und bald Jedermann, selbst der würdige Geistliche, mit Innigkeit ihrem Vortrag folgte, da sie also sprach:

„Weil unsere Kirche das edelste Recht des vernünftigen Menschen, frei und redlich in der wohlgeprüften Wahrheit fortzuschreiten mit christ-

lichem Muth, in Anspruch nimmt, gegen alle Geistesknechtschaft wie gegen allen Gewissenszwang ewigen Widerspruch einlegt und dabei ungestörte innere Glaubensfreiheit behauptet."

Man hatte diese Ausführung des damaligen Katechismus schon öfter gehört. Aber noch niemals war dieser, für Kinder und einfache Landleute allerdings schwere und verwickelte Satz so ergreifend zum Verständniß der Gemeinde gedrungen, wie diesmal. Als das Mädchen zu Ende war, das damit zum ersten Mal so recht aus ihrem schlichten Wesen heraustrat, hörte man ein allgemeines Aufathmen, und die schmucklose Halle mit ihren kahlen Wänden hatte sich, da die blühenden Aprikosenzweige des Pfarrgartens an die Kirchenfenster schlugen, zum stimmungsvollen Dom gewandelt. Heinrich Groß, im Stuhle der Kirchenältesten, sah in tiefem Ernst vor sich hin. Frau Juliane strahlte — in Thränen; ihr Herz schlug beklommen stolz in ihrer Mutterbrust, und ohne allzu bescheidenen Dank hörte sie das bewundernde Geflüster umher. Man hatte kaum mehr auf weitere Katechismusfragen Acht; aber schluchzend hörte man endlich vor der Einsegnung die Kinder ein eingeübtes passendes Lied dreistimmig singen:

„Wir nahen uns, o Vater, wir, deine Kinder, nahn,
Um deinen Vatersegen von Neuem zu empfahn.“

Kurz es verlief sehr feierlich und rührend. Und erschüttert stand dann Frau Juliane mit der Tochter vor der Kirche, einen Händedruck von Leuten empfangend, die sie noch nie gesehen, — um auf den Vater zu warten, der erst mit dem Herrn Pfarrer und dem vereinigten Presbyterium herauskommen konnte. Auch die Frau Pfarrerin selbst, die würdige freundliche Frau, war herangetreten und hatte dem Mädchen wie segnend die Hand auf das Haupt gelegt und nur das Wort gesprochen, das noch lange im Herzen Susels nachklang:

„Es war schön!“

Auch der Geistliche und die Presbyter kamen und reichten mit schmeichelhaften Aeußerungen Mutter und Tochter die Hand. Nun wurden sie von mehreren Seiten eingeladen, zum Mittagessen zu bleiben. Und als Frau Juliane darauf hinwies, daß die Pferde schon ungeduldig würden und daß man sich doch etwas außer Ordnung fühle, äußerte einer der Männer von Münster: Man sei schon in Ordnung, und wenn es Noth thue, so gebe es auch in Münster Spiegel, um sich zu überzeugen. Der Mann

hatte nichts Böses dabei gedacht. Allein Frau Juliane war dennoch einsilbig geworden, drängte und fühlte sich nicht eher ruhig, als bis man auf dem Wagen saß und die Pferde, von Hanjerg angefeuert, die Kreuzstraße hinansprengten.

Susel saß jetzt still neben der Mutter. Sie sah ernst und nachdenklich aus. Sie hatte ja auch Anlaß zum Nachdenken. Mit dem heutigen Tag hatten die Gänge nach Münster ihren Abschluß gefunden. Wann kam sie wieder dahin? Vielleicht nie, nie wieder. Von den Nußbäumen an der Straße sangen die Buchfinken mit rother Brust. — Es war schön!

Das Herz des jungen Mädchens war empfänglich für den Reiz der Natur und des Lebens, obwohl sie es nur an einigen Märchen ihrer Kindheit, an einigen Volksliedern hatte bilden können und zuletzt an den Lehren des Herrn Pfarrers beim Religionsunterricht.

Eine tiefe Empfindung füllte es jetzt.

Sie legte die Hand vor die Augen. Da war es ihr seltsam, als ob's Nacht geworden, eine rauhe Frühlingsnacht, und ihr entgegen käme ein Wagen; drauf säßen hinter'm Fuhrmann zwei Männer und eine junge Frau im Hochzeitskleid, aber tief verhüllt, trauernd wie eine Nonne.

Und da sie vorüber fuhr und sie ihr in das bleiche Gesicht sah, da erschrak sie auf den Tod, — denn sie war es selbst.

„Susel!“ sagte die Mutter, sie aufschreckend. „Von Allem abgesehen, hat die Frau Pfarrerin Recht: Es war schön!“

Ja. Nur kurz wie ein Traum, nur ein Winter und einige Lenztage. Aber, es war schön.

Siebentes Kapitel.

Im Gefilde.

Eine stille, minder bewegte Zeit folgte für das junge Mädchen. Susel ging nur noch in die Sonntagsschule, außerdem fleißig in die Kirche, und wandelte an Sonntagnachmittagen mit Grethel dann und wann ins Gefilde, den Heerweg entlang oder auf der nach Münster führenden Straße. Ueber die Ortsflur hinaus wagten die Mädchen sich nur selten; es ist dies auf dem Lande nicht Sitte.

Andere junge Leute von Oberhofen, Knechte und Mägde, machten ihre Ausflüge zumeist den Wiesengrund hinunter bis zur Stelle des untergegangenen Dorfes Weier, wo man an Sonntagabenden wohl auch mit der jungen Welt von Niederhorbach zusammentraf. Nur Susel und

Grethel liebten es, einsam nordwärts durch wogendes Korn und blühenden Klee zu wandern, bis sie den Schloßthurm von Landeck hinter dem Kreuzstein aufragen sahen.

Von Schorsch hörten sie wenig mehr. Dann und wann hatte er Grüße ausrichten lassen; und einmal, ja, da waren sie ihm auf der Straße nach Bergzabern mit Anderen begegnet, Brüdern und Schwestern; auch Michel und Löwenwirths Kathel waren dabei. Wenige schüchterne Worte wurden gewechselt — das war Alles, und doch ein Lichtblick in Susels Leben. Grethel nahm die Sache leichter; Michel hatte sie wieder „Drethel“ angesprochen, und nun scherzte sie darüber, meinte aber doch: „Wie hübsch er das sagt!“

Nun verlautete, daß Beide — Schorsch und Michel — fortgekommen seien in die Lehre, der Eine, um die Küferei zu lernen, der Andere, um Metzger zu werden. Das sind nebst der Müllerei dort zu Land die vornehmsten Beschäftigungen. Weit fort seien sie gekommen, wohin, konnte man nicht erfahren.

Von nun an getrauten sich die jungen Mädchen auf ihren Spaziergängen über die stillen Feldhöhen etwas weiter, in größere Nähe von Münster.

Und eines Sonntagnachmittags gelangten sie den Heerweg entlang bis über die Fuchsgruben und die Bruchwiesen hinaus auf die Hügelkette, die vom Kreuzstein her ein schönes Hochfeld mit Kastanienbüschen an den Hängen bildet. Dort an der Flurscheide verschiedener Orte, wo am Saum des Waldes von Klingen, beim Rappenteich, einst der Münsterer Galgen stand, wird die Höhe durch steile, schroff abfallende Schluchten verengert, von welchen besonders die sogenannte „Bubenstube", damals noch mehr umbuscht als jetzt, mitten im angebauten Feld an ähnliche Klüfte in den Abruzzen erinnert und in der ganzen Umgegend als ein verrufener Ort bekannt ist. Bis dahin erstrecken sich vom Gebirge her noch die „Kastanienbüsche" in die Rheinebene hinein, weiter nicht. Von Alters her trieben die Schäfer von Oberhofen und Niederhorbach ihre Heerden bis auf diese entlegenen Höhen. Dort über der „Bubenstube" besaßen Susels Eltern noch einen Acker, von dessen hohem Rand man über das „Pfaffenkastanienstück" hin ins Thal von Münster sehen konnte, auf die stolz aufsteigenden Bergkegel und die Ruinen, welche den vorderen Gebirgskamm schmücken. Da und dort in der Flur unten saßen die Münsterer

Mädchen auf den Feldrainen und sangen Lieder, die bis hier herauf klangen.

Eine Weile sahen die jungen Freundinnen still in die Landschaft hinein und lauschten den verhallenden Weisen. Dann zogen sie sich auf ein schattiges Plätzchen unter den Kastanien zurück. Jenseits der „Bubenstube", drüben am sandigen Hang, standen blühende Pfriemenstauden, wie brennende Büsche. Es war ein heimliches Plätzchen auf trockenem Rasen. Dennoch sagte man, es sei an dem Orte nicht „richtig". Daß er gemieden war, konnten sie bemerken. Denn weit und breit regte sich nichts, kein Mensch, kein Thier, selbst kein Vogel. Nur eine Goldammer saß unfern auf schwankem Zweig und ließ dann und wann aus gelber Brust ihren Gesang erschallen, der die Stille gewissermaßen erst vernehmlich machte. Auch zirpten drüben auf den Sandrillen zwischen dem Haidekraut die Feldheimchen.

Susel fühlte sich in jener Zeit gerade von solcher Einsamkeit und Ruhe angezogen. Die Mädchen flüsterten dann und wann zusammen, in kurzen, abgebrochenen Worten. Wovon? Nun, dort unten in dem Bruch, über welchem jetzt die sonnige Luft zitterte, sei — so lautete die Ueber-

lieferung — im dreißigjährigen Krieg eine schwedische Batterie mit Mann und Roß versunken. Auf dem Heerweg aber zögen in gewissen Nächten Reiter ohne Kopf einher; eine Kutsche rolle da auf und ab, und ein fahles dreibeiniges Roß sprenge den Hohlweg entlang bis zum untergegangenen Dorf und wieder zurück. Der alte Schäfer Abraham habe es schon oft gesehen oder seinen Huf gehört. — Aber da, in der „Bubenstube“ selbst, war es erst recht nicht geheuer. Hundert Geschichten erzählte man davon. Hierher waren Viele gebannt, die keine Ruhe im Grabe fanden; auch der Stiefgroßvater, wie die Leute sagten. Er habe Grenzsteine verrückt, gewuchert, eine arme junge Wittwe aus Gleiszellen um Alles gebracht. Und als er mit ihr einmal hier im Feld zusammentraf und die Arme ihm Vorwürfe machte, habe er sie im Zorn getreten, daß sie rücklings in die „Bubenstube“ hinunterstürzte und den Hals brach. Und nun hatte man sie und auch ihn schon da gesehen, wie er durch das Buschwerk strich, hemdärmelig, in Lupfhosen, Wadenstrümpfen, Schnallenschuhen und weißer Zipfelhaube, genau wie er im Leben wohl auch daheim umhergegangen war.

Von solchen Munkeleien beim Leifeln und Kernen der Nüsse und in den Kunkelstuben mußte unvermeidlich auch Manches den jungen Mädchen zu Ohren kommen. Nun dachten sie beide daran, dorten in der Sonntagsstille, als es mit einem Mal hinter ihnen raschelte, als streiche Jemand durch das Strauchwerk, halte die Zweige auseinander und lasse sie hinter sich zurückschnellen. Erschreckt schrie Grethel auf; Susel sah nur erblassend um und erhob sich, indem sie der Freundin Hand faßte, um sie ebenfalls aufzurichten.

„Ihr Mädeln, habe ich Euch so erschreckt?“ fragte eine Stimme, deren Klang unserer Susel alles Blut wieder aus dem Herzen in die Wangen zurück trieb. Denn vor ihr stand der, welchen sie so nahe nicht geahnt hatte. „Ihr seid groß und — hübsch geworden!“ fuhr er fort, indem sein Auge von Einer zur Andern schweifte, während er sich selbst in seiner vollen Höhe — er war schon fast ausgewachsen — aufrichtete.

„Und wo kommst Du denn her, Schorsch?“ fragte Grethel, die zuerst wieder ihre Fassung erlangt hatte.

„Ich?“ sagte er, indem er eine frisch geschnittene Gerte durch die Luft sausen ließ. „Geradewegs von Münster. Ich habe in Niederhor-

bach und dann noch in Bergzabern etwas auszurichten und meinen Weg durch die Bubenstube genommen, um nach den jungen Birken zu sehen, ob sie zu Faßreifen heranwachsen. Aber wollt Ihr Euch nicht wieder setzen?"

Die jungen Mädchen hatten es nicht im Sinn, sondern begleiteten ihn durch stillschweigende Uebereinkunft den Sandweg am „Bremenbüschel" entlang über die Bruchwiesen gegen die Fuchsgruben hin. Von dort hielt er sich, obwohl sie ihm den näheren Weg zeigten, noch immer zu ihnen rechtsab über die Feldhöhe durch die „Hohle" auf den Heerweg zu, fortwährend in harmlosem Geplauder. Er selbst war wegen der nahen Kirchweih auf Besuch daheim, sonst in der Lehre in Edenkoben.

„Ach, so weit!" seufzten die Mädchen; denn es war vier gute Stunden zu Fuß dahin. Auch Michel war fort in Bellheim. Als nun Schorsch Grethel mit demselben neckte, meinte diese:

„Ah, der denkt so wenig mehr an mich, als ich an ihn. Es kann ja doch zu nichts führen."

Eine Pause trat ein, so daß man eine gute Weile schweigend den Hohlweg entlang schritt. Schorsch wußte wohl, daß die Ungleichheit im Vermögen hauptsächlich als ein Verhinderungs-

grund galt. So machte er denn nur beiläufig die Bemerkung:

„Ein oder zwei gute Weinjahre gleichen viel aus! Und Du, Susel, denkst Du denn noch manchmal an Münster zurück?"

„Oft genug!" sagte sie sanft, hatte aber nicht den Muth, ihn dabei anzusehen.

„Auch an mich?"

„Warum denn nicht!"

„Das freut mich!" sagte er.

„Aber Du kommst ja ganz von Deinem Weg ab!" meinte sie.

„Das macht nichts!" sagte er.

Und wieder trat eine Pause ein, in der sich indeß eine seltsame Musik vernehmlich machte. Es klang in der Stille der Flur, als ob Einer auf einem Lindenblatt den Lauterbacher blase und ein Anderer als Begleitung. „Ei Du lieber Augustin!" dazu pfeife. Als unsere jugendliche Gesellschaft aus dem Hohlweg auf die Feldhöhe heraus gelangte, wo ihre Richtung den Heerweg schnitt und das stille Dorf hinter den Brachäckern und Obstgärten hervorschaute, kamen auf einem der dort kreuzenden Wege zwei große Bauern-bursche mit den Händen in den Taschen und sichtlichem Behagen an ihrer Musik etwas lümmel-

haft daher geschlendert. Schorsch, der nicht nach Oberhofen wollte, grüßte die Bursche aus einiger Entfernung, ohne Gegengruß zu erhalten, verabschiedete sich dann mit einem raschen Händedruck von den beiden Mädchen und schlug auf einem Seitenpfad die gerade Richtung nach Niederhorbach ein, indem er über die Feldhöhe schritt, seine Gerte schwang und vor sich hinsang:

„Mädchen meiner Seele, bald verlaß ich Dich!
Aber Du sollst bleiben unveränderlich.“

In demselben Augenblick verstellten die zwei großen Bursche den jungen Mädchen, die Arm in Arm dem Dorfe zuschreiten wollten, den Weg.

„Was hat denn der Heidelbeerenschnitzer von euch gewollt?“ fragte Stoffel, denn er war es mit seinem Freunde Hannes.

„Du siehst doch,“ erwiderte Susel. „Er geht über Feld.“

„Ich will nicht hoffen, euch zu Gefallen,“ meinte Stoffel, sich mit dem Genossen den Mädchen an die Seite heftend.

„Das ginge doch Dich nichts an,“ antworteten beide Mädchen in einem Athem, während man noch einmal Schorsch's Gesang vernahm und seine Gerte aus der Ferne sausen hörte.

„Das will ich Dir doch zeigen!“ sagte Stoffel zu seiner Schwester. „Der ist ja noch nicht trocken da hinten. Und wenn ich ihn noch einmal in unserm Feld erwische, reib' ich ihm die Ohren.“

„Ich thät's auch!“ fügte der scheele Hannes vor sich hinlächelnd hinzu und machte eine Handbewegung, als würde er ihm dazu noch die Rippen entzwei schlagen.

„Du nicht und der da auch nicht!“ versicherte Susel gereizt.

„Es gehört sich gar nicht, daß solche Krotten allein Sonntags über Feld gehen,“ fuhr Stoffel fort. „Werdet erst flügge. Es gehört sich nicht.“

„Dich geht es nichts an!“ sagte Susel fest.

„Na, wart', ich werd's der Mutter sagen.“

„Meinetwegen mach' den Angeber, wenn Du meinst!“ versetzte Susel. Es war ihr aber doch nicht einerlei.

Indeß fingen die beiden Bursche an, sich über die Aecker am Wege zu unterhalten, daß Silbernagel's Spelz schön stehe und der Repsacker einige Fuhren Mist vertragen könnte.

Hannes winkte aber schielend nach den beiden jungen Mädchen, welche die Gelegenheit ergreifen zu wollen schienen, sich der unerbetenen Begleitung

zu entziehen. Mit großen Schritten waren sie jedoch wieder eingeholt, und man ging eine Weile nebeneinander in raschem Schritt.

Gleichzeitig tauchten weiterhin über der Feldhöhe eine Reihe von Mägden auf, die, Arm in Arm langsam einher schreitend, in getragenem Ton fast klagend vor sich hinsangen:

„Wenn ich einst gestorben bin,
Wer wird mich dann bedauern?
Die Vögelein in dem grünen Wald,
Die werden dich betrauern.“

„Gewiß ist Eure Nettl dabei,“ sagte Grethel. „Ein schönes Lied, wie sie es in Münster singen, nur zu traurig. Kann die Nettl so traurige Lieder singen?“

„Oh, der Nettl ist Alles einerlei!“ warf, seiner Schwester zuvorkommend, Stoffel hin, während die Sängerinnen grüßend herüber nickten und ohne Einhalt drüben langsam den Weg in die Flur hinein verfolgten, indem sie weitere Strophen ihrer Weisen ebenso wehmüthig erklingen ließen. „Die singt Alles!“ fügte Stoffel hinzu. „Was will denn der Holzschlegel in Niederhorbach thun?“ erkundigte er sich hierauf, nochmal auf Schorsch zurückkommend.

„Das bindet er wohl Niemand auf die Nase,“ war die ärgerliche Antwort.

Denn die Mädchen vermochten ihren Widerwillen gegen die ihnen aufgedrungene Gesellschaft nicht zu verleugnen. Sie konnten ihren Unmuth jedoch noch so sehr kundgeben, sich hinwenden, wo sie wollten: die beiden großen Bursche blieben ihnen zur Seite und schienen es darauf abgelegt zu haben, mit ihnen in das Dorf einzutreten.

„Ihr alten Esel,“ rief Grethel entrüstet, „laßt uns jetzt in Ruhe.“

„Ei, wie lang' dauert's,“ erwiderte Stoffel gleichmüthig, „und Ihr seid gerade alt genug für uns.“

„Für Euch? Nicht mit einem Stecken möcht' ich Dich anrühren, bleibe Du mir von der Seite!“ rief Grethel und rannte plötzlich mit Susel davon, so rasch Beide konnten, hinter den Zwetschgengärten hinweg, so daß die beiden großen Bursche, um Aufsehen zu vermeiden, nicht weiter nachsetzten.

Aber noch am nämlichen Abend nahm Frau Juliane ihr Töchterchen vor und erkundigte sich, warum sie so schnell heimgelaufen sei.

„Ach, Mutter,“ klagte Susel, „der alte Stoffel und der scheele Hannes lassen uns keine Ruh', wenn wir im Feld spazieren gehen.“

Die Mutter jedoch schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß die Bursche sich zu ihnen hielten. Aber Susel betheuerte, sie und Grethel wollten durchaus nichts von den beiden alten Eseln wissen.

Darauf äußerte die Mutter, man solle nichts so weit wegwerfen, um es nicht wieder holen zu können. Der Hannes sei ein sehr ansehnlicher Bursche.

„Aber er guckt ins Gerstenfeld."

„Laß ihn nur gucken. Sein Gerstenfeld ist das größte im Gemark. Und außerdem hat er noch andere Felder, über die er weithin gucken kann."

„Er kann haben, was er will; ich laß mir nicht gefallen, daß die zwei uns überall nachlaufen."

„Laß es gut sein, Susel. Du weißt nicht, was Du willst. Künftig gehst Du Sonntags mit Grethel nicht gegen Münster zu spazieren, sondern am Bach hinunter, wie Stoffel und Hannes, gegen Niederhorbach hin."

„Ich kann doch hingehen, wo ich will, Mutter."

„Nein, das kannst Du nicht," fuhr Frau Juliane auf. „Und damit fertig meine Küch'!" Das war so ihr Ausdruck, wenn sie keinen Widerspruch mehr hören wollte.

Susel erschrak und sah betroffen vor sich hin. Ueber das junge Herz kam eine beklemmende Angst, über die sie sich kaum Rechenschaft abgeben mochte. Indeß widersprach sie nicht länger. Sie verhielt sich auch in der Folge still, ging von da an mit Grethel zwar nicht mehr gegen die Kreuzsteinhöhe hin spazieren, allein auch nicht mit dem großen Haufen den Wiesengrund hinunter, sondern blieb zumeist und am liebsten daheim.

Achtes Kapitel.

Uebergänge.

Der Sommer war unter den Mühen der Ernte dahingegangen. Aber die Feldarbeit hörte damit nicht auf und dauerte bis über den Herbst noch tief ins Spätjahr hinein. Die Rüben mußten behackt, die Kartoffeln ausgemacht, das Wurzelwerk heimgebracht, die Felder geräumt, gepflügt, gedüngt, die Wintersaat bestellt werden; und mit der Weinlese ging die Arbeit an der Kelter und im Keller los, und das Dungfahren in die Wingerte verzog sich noch in den Winter hinein Da hatte der Vater immer zu thun und nachzusehen; auch die Mutter konnte wenig an Anderes denken, als an die Führung des Haushalts für die eigenen Leute und für die vielen Tagelöhner am Tisch.

Unter diesen Umständen fiel das veränderte Wesen des Töchterchens, das alle Munterkeit verloren zu haben schien und sich meistens still daheim und in der Stube hielt, weniger auf. Vater und Mutter waren zu sehr in Anspruch genommen, um genauer darauf zu achten, und Frau Juliane hatte gerade damals wieder ihre eigenen Sorgen.

Die Großmutter im Nebenbau hatte wieder angefangen, in ihrer Weise halbe Reden zu führen und räthselhafte Andeutungen zu geben, ohne sich jedoch beim Wort nehmen zu lassen. Die Alte wußte oder errieth Alles — man vermochte nicht dahinter zu kommen — was sonst im Hause vorging. Zwar verließ die Schwieger noch immer ihr Bett nicht, war aber dennoch in alle Kleinigkeiten eingeweiht, so daß man glauben konnte, sie erfahre es im Traum oder die Hausgeister stellten sich bei ihr ein, um ihr diese Heimlichkeiten zuzuflüstern. In der That, es schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen, so genau wußte sie Auskunft über Dinge, die selbst dem scharfen Auge der Hausfrau entgangen waren. Sollte sich die alte Frau gerade in dem Betracht, der Frau Juliane nahezu der wichtigste däuchte, einem Irrthum, einer Täuschung hingeben?!

Als sie nun einmal wieder, während bei nassem Wetter in der Tenne gedroschen wurde, von der Schwiegermutter herüberkam, sagte sie zu ihrem Manne, der eben einen ausgebesserten kleinen Kleiderrechen an der Wand der Wohnstube befestigte, indeß sie selbst auf den Schemel stieg, um Weinreste aus Gläsern und Krügen in das thönerne Essigfaß über'm Ofenmäuerchen zu schütten, wobei sie sich halb zu ihm hinkehrte:

„Wir müssen eine Aenderung machen, Henrich."

„Inwiefern?" fragte er ruhig, ohne im Klopfen mit dem Hammer einzuhalten.

„Nettl muß bis Weihnachten fort."

„So! Bist Du nicht mehr zufrieden mit ihr?"

„Zu klagen hab' ich ja eigentlich nicht," sagte Frau Juliane in einiger Verlegenheit. „Aber es thut nicht länger gut." Und dabei warf sie einen beobachtenden Blick nach ihm.

Völlig ruhig und gelassen klopfte er den Nagel fest und sprach in einem Ton, der ihr Alles überließ: „Das ist Deine Sache, Juliane."

„Sie wird mir zu gefallsüchtig."

„So. Mir ist es noch nicht aufgefallen," erwiderte er und erprobte das angenagelte Brettchen mit den Zapfen, ob es fest genug sei.

Ueberdem kamen die taube Aplone und Nettl

fast gleichzeitig in die Stube, jene, um Brodkrumen für die eingesperrten Kapaunen zu holen, diese, um einige Töpfe in die Milchbank am Ofen zu stellen, während sich Groß jetzt mit einer Probe des geernteten Hanfsamens beschäftigte. Frau Juliane hatte ihre eigene Manier, sich mit der getreuen Aplone trotz deren Taubheit zu verständigen; es geschah durch sprechende Blicke, worin sie ein außerordentliches Geschick entwickelte, wie sie überhaupt über ein sehr ausdrucksvolles Mienenspiel verfügte. Einen solchen Blick, der zwei Personen im Zimmer streifte, die keine Ahnung von dieser Verständigung und ihrem Zweck hatten, fing nun die alte Aplone auf, schüttelte darüber den Kopf, füllte ihre Schürze mit Brodresten und sagte, hinausgehend, nur das halbartikulirte Wort:

„Ah pah!“

Als nun auch der Hausvater selbst sich in den Hof und nach der Scheuer zu seinen Dreschern begab, um zuschauend aus Hanfbast einige Peitschenschnüre zu flechten, wie er es als Knabe gethan, befand sich Nettl mit der Hausfrau allein im Zimmer, so daß diese in weniger entschlossenem Tone begann:

„Meinst Du nicht, Nettl, daß wir einen Wechsel eintreten lassen könnten?"

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte die Dirne etwas unmuthig. „Man scheint nicht zufrieden mit mir zu sein, und ich habe mir doch Mühe gegeben und geschafft, so gut ich kann."

„Woran merkst Du denn, daß man unzufrieden mit Dir sei, Nettl? Deine Mutter hat mir damals auf die Seele gebunden, Acht auf Dich zu haben."

„Ei, Ihr, Bas, seid ja gut gegen mich," sprach die Magd. „Aber der Vetter ist so kurz und von oben herunter. Der Vetter muß etwas gegen mich haben."

Frau Juliane sah sie jetzt mit durchdringenden Augen an, als wolle sie ihr klar ins Herz sehen. Aber Nettl hielt den Blick aus. Es war offenbar ihr aufrichtiger Ernst.

„Nun," sagte die Hausfrau, gutmüthig lachend, „tröste Dich mit Anderen, Nettl. Es ist seine Art so. Du mußt Dich daran nicht kehren und nur Deine Pflicht thun. Weiteres bedarf es nicht, und es bleibt beim Alten."

Bei sich aber nahm sich Frau Juliane vor, der bösartigen Schwieger einmal den Standpunkt recht klar zu machen, wenn sie noch einmal solche

argwöhnische Reden führe. Und Nettl blieb wieder für ein Jahr im Hause.

Heinrich Groß aber, der bei fortdauerndem Regen zuweilen nach dem Hanfe sah, welcher auf den gemähten Wiesen zur Röste ausgebreitet lag, schüttelte damals und nachher über das sonderbare Benehmen seiner Frau verwundert den Kopf. Welche Launen gaben sich doch im Verhalten der Hausfrau kund! Seine Aufmerksamkeit war erregt. Aber erst allmälig drängte sich ihm die Muthmaßung bis zur Ueberzeugung über die eigentliche Triebfeder ihres Thuns auf, und er fragte bei sich, unter welchen Einwirkungen und Beweggründen sie wohl handle. Anfänglich ärgerte er sich im Stillen, später lächelte er über seinen Aerger und ihren Argwohn. Er konnte nichts dafür, ja, es war ihm unangenehm, daß der Gegenstand desselben unmerklich einige Bedeutung, die demselben vorher abgegangen war, für ihn gewann, ohne daß er jedoch in seiner Haltung einen Wandel eintreten ließ. Nach wie vor ließ er den Einzelnen im Hause ihre besondere Art und Weise, gebot ernst und gemessen, was zu thun war: daß das Wurzelwerk für das Vieh recht klein geschnitten, die Nüsse auf dem Speicher gehörig mit dem Rechen gerollt würden, damit sie nicht

schimmelten und bald aus Nußkernen gedacht werden könne, um frisches Salatöl ins Haus zu bekommen — und so weiter. Wenn er sich also in seinem Gleichmuth nicht stören ließ, konnte er doch nicht umhin, allmälig zu bemerken, was er übersehen hatte, als seine Aufmerksamkeit noch nicht darauf gelenkt war.

So ging das Jahr zur Neige. Bis in den Advent zog sich noch die Zubereitung des durch Regen, Thau und Herbstnebel auf den Wiesen gerösteten Hanfes hin. Das Dörren über den Feuern der Hanflöcher, die Bearbeitung unter der klappernden Brechbank und unter dem unheimlich sausenden, Alles zermalmenden Steinklotz der Hanfreibe, zuletzt auf der Hechel: Alles war endlich vorüber, und nun umschlossen ihn die schimmernden Kunkelbänder, und die Spinnrädchen schnurrten wieder in den Winter hinein.

Damals, bei Adventbeginn, hielt aber die Hausbewohner noch eine eigene Sorge in Athem. Es war der Ziehungstag für die Konskriptionspflichtigen, zu welchen auch Stoffel und Hannes gehörten. Die Gluth in den Hanflöchern leuchtete noch in den dunklen Morgen und Abend hinein, als die jungen Bursche in Hoffnung und Bangen,

ob sie das Loos treffe, dennoch laut singend früh nach der Stadt zogen und dann Abends wieder, ihre Loosnummern und bunte Bänder an den Mützen, mit hallendem Gesang heimkehrten, dabei in den Wirthshäusern an der Straße den verhängnißvollen Tag feierten.

Nur zwei Konskribirte gingen nicht mit, sondern schlichen verstohlen querfeldein, die gewohnten Pfade nach dem stillen Dorf zurück, — Stoffel und Hannes. Es war damals Sitte, daß die reichen Bauernsöhne schon vor der Ziehung die Einstehersumme erlegten, um allem Weiteren enthoben zu sein. Allein Stoffel und Hannes thaten das nicht, sondern ließen es darauf ankommen mit dem Loos, — man konnte ja nicht wissen, ob nicht die hübsche Summe erspart wurde. Und richtig, wie das Glück spielt, die beiden reichen Filze zogen die höchsten Nummern und waren also völlig militärfrei. Nun erwarteten ihre weniger glücklichen Kameraden, daß sie doch mindestens diesmal am Zusammentrinken Theil nähmen und möglicher Weise etwas „springen" ließen. Aber nein.

„Was hab' ich davon!" sagte Stoffel und zog seinen Freund Hannes heimlich fort, nach Hause, wo sich beide dann allerdings am elterlichen Wein so

toll und voll tranken, daß sie noch den andern Tag kaum stehen konnten. Solches Verhalten aber stimmt nicht zum Charakter der Bewohner des Weinlandes, und als es ruchbar wurde, gab es besonders zu Münster viel Anlaß zu spöttischen, ärgerlichen und lächerlichen Bemerkungen. Aber Stoffel und Hannes machten sich nicht das Mindeste daraus und fanden desto größere Anerkennung bei der Großmutter im Altentheil.

Diese stand damals unter der Behandlung des Doktor Flax oder Flaccus, wie er sich gern nennen hörte, desselben, der Frau Julianen jene Uebersetzung des Bernhardinischen Grundsatzes vom Schweigen der Weiber in der Kirche gegeben. Er war ein Original, das konnte ihm Niemand absprechen, dabei ein unscheinbares Männchen mit aschblondem Backenbart, Brille, feinen Zügen. Sein Wohnsitz war nicht in der nahen Stadt, sondern im Dorfe Pleisweiler; seine Kleidung Sommer wie Winter dasselbe leichte, lichte Gewand, das er als vorzugsweise gesund rühmte. Man sagte, er sei ein Schwiegersohn des Amtskellers und kurpfälzischen Hofgerichtsraths Orsolini, der zur Revolutionszeit durch die Maires Adam Jung und David Silbernagel von Pleisweiler und Oberhofen, zum Entgelt früherer Amtsüber-

griffe, nicht wenig gehudelt worden. Aber des Doktors Frau war gestorben und hatte ihm nichts hinterlassen, auch keine Kinder. Seine Praxis war nicht besonders groß, auch seine Rechnungen waren es nicht. Mit seinen Patienten stand er auf dem freundschaftlichsten Fuß, aß und trank, was gerade vorhanden war, und suchte wohl selbst in Schubladen und Schränken darnach, oder klimperte verständlich mit dem Kellerschlüssel. Schwartenmagen zum Knuspern bei einem Glas Wein, ob neuer oder alter galt ihm gleich, war seine Liebhaberei; doch verschmähte er auch sonstige Aufwartungen pfälzischer Gastfreundschaft nicht, selbst da, wo sich keine Patienten für ihn fanden. Kurz, er war aller guten Menschen Freund, und hatte nur einen Feind, den er haßte: den Schäfer Abraham, der ihm starke Konkurrenz machte.

Unser Doktor Flaccus kam eines Wintertags aus dem Vorbehaltszimmer der Großmutter in die Wohnstube herüber, wo bereits ein Krug „Neuer" auf dem Ofenmäuerchen stand und der Tisch mit einer Platte Schinken und sonstiger Hauskost, gerade wie er es liebte, ausgestattet war. Es bedurfte keiner weiteren Einladung, — Dr. Flaccus setzte sich und begann sein Werk.

„Na, wie steht's drüben, Doktor?" fragte Heinrich Groß, indem er den Kopf nach der Hofseite schwenkte.

„Bedenklich! Höchst bedenklich!"

„Was fehlt ihr denn eigentlich?"

„Meine Diagnose lautet auf morbus simulatus."

„Was ist das auf Deutsch?"

„Eine sehr gefährliche Krankheit."

„So! Dann schmeckt es ihr nicht mehr?"

„Doch, doch. Das ist dieser Krankheit eigenthümlich, daß es den damit Behafteten vortrefflich schmeckt und wohl bekommt."

„Sonderbare Krankheit. Also wirklich gefährlich?"

„Sehr, — weniger dem Patienten selbst, als den Angehörigen."

„Ich fange an zu begreifen!" meinte Groß heiter.

„Im Vertrauen, lieber Freund," sprach jetzt der Doktor, indem er den Weinkrug am Henkel faßte und das Schoppenglas wieder vollschenkte, „es fehlt ihr im Grunde gar nichts. Sie ist so gesund wie eine Eichel und kann noch Euch und Frau Juliane überleben."

„Potz Donner!" fuhr jetzt Groß heraus, in-

dem er eine Wallnuß aufbrach, die er gern zum Wein knusperte. „Warum will sie nur krank sein, und warum verschreiben Sie ihr das Apothekerzeug?“

„Verschreibe ich ihr nichts, so wendet sie sich an den Schäfer. So mag sie denn manches unschädliche Säftlein verschlucken, das ihr wenigstens Bauchgrimmen macht. Sie will ja weiter nichts, als wie eine Kranke behandelt sein und jede Schleckerei verlangen dürfen. Was sie verzehrt, bekommt sonst Niemand, denkt sie. Aber sagt nur der Frau Juliane nichts von alledem.“

„Ah pah! Ich werde was sagen! Fällt mir nicht ein!“ versicherte Groß. „Meine Frau würde es auch nicht glauben und argwöhnen, ich mißgönne der Schwieger die Schleckerei. Aber Sie, Doktor, widerstrebt nicht Ihrem Gewissen solcher Unterschleif?“

„Nicht sehr. Ich kurir' die Leut nach meiner Art, wie der Doktor Eisenbart, mache Todte gesund und Lebendige krank, wenn sie Lust dazu haben. Diese da leidet aber wirklich an einem großen Uebel.“

„Na, wie so?“

„Sie hat die Drachensucht.“

„Ha! ha! Versteh'!“

„Sie legt sich zu Bett, um Euch zu ärgern.“

„Sie ärgert mich nicht. Auf Ihre Gesundheit, Doktor!“ Und damit trank Groß und brachte es seinem Gaste zu.

„Habt Ihr schon vom Fafnir gehört, der als Drache auf seinem Hort lag?“ fragte der Doktor, nachdem er getrunken hatte.

„Meine Lebtag' nicht.“

„Nun, ein ähnlicher Fall scheint hier vorzuliegen. Aber, nun im Ernst, Freund Groß, was ist denn mit meinem lieben Schatz, Eurer Susel? Ihr Wesen gefällt mir nicht.“

Der Vater verfärbte sich. Es war ihm auch eine starke Veränderung in dem Wesen seines Kindes aufgefallen. Sie war grämlich, stets zum Weinen aufgelegt, bleich im Gesicht. Allein er hatte sich weiter keine Sorge gemacht und geschlossen, es käme vom Wachsen. Dabei zeigte sie eine täglich wachsende Menschenscheu, saß am liebsten allein an ihrem Rädchen oder bei ihrem Strickzeug. Mit beklommenem Herzen sah jetzt der Vater den Doktor an, indeß auch Frau Juliane eintrat und ebenfalls geängstigt den Andeutungen des Hausarztes folgte.

„Großer Gott,“ rief sie, die Hände faltend. „Sie wird mir doch nicht kränkeln?“

„Sie kümmert,“ drückte sich Doktor Flaccus aus, indem er fortfuhr: „Ist sie denn zu streng gehalten, oder in ihren Wünschen eingeschränkt?“

Vater und Mutter sahen einander fragend an und antworteten gleichzeitig, daß sie nicht wüßten.

„Daß sie nicht überbürdet ist, glaube ich gern,“ fuhr der Doktor fort. „Ich fürchte im Gegentheil, man muthet ihr zu wenig zu ––“

„Wär' es denn schon zum Heirathen Zeit?“ fragte endlich die Mutter.

„Gott bewahre!“ verneinte der Doktor bestimmt, fügte dann aber ernst mahnend hinzu: „Laßt sie mehr zu ihresgleichen, — das giebt Lebensfreude. Und dann hinaus an die frische Luft! Laßt sie mit Frühjahrsbeginn ins Feld. Nichts Besseres als Feldluft. Seht die Mägde an, die Nettl, — strotzt von Gesundheit, Fülle und Frische der Jugend. Also fleißig mit ins Feld, täglich. Das ist das Heilsamste.“

Und Heinrich Groß sagte damals und noch öfters nachdenklich zu Frau Juliane:

„Ich glaube, der Doktor hat Recht!“

Neuntes Kapitel.

Im Lenz.

„Es kann mich ja nichts mehr erfreuen,
Als wenn nun der Sommer anfängt.
Da spielen die Hirschlein im Maien,
jujah im Maien,
Trompeter die blasen ins Feld.“

So sang eine junge Magd, die mit der Sichel und dem Grastuch unterm Arm auf den Wiesenpfad vom Dorfe her frisch in die Flur hinein schritt. Weiter, gegen den Fahrweg hin, befanden sich zwei Mädchen auf der Wiesenbleiche; die Eine lief hochgeschürzt mit der strahlenden Gießkanne wie eine Bachstelze die glänzenden Linnenstreifen entlang.

„Natürlich ist's die Nettl, die so singt,“ sagte das schlanke junge Mädchen. „Die hat keine Sorgen.“

„Hast Du Sorgen, Susel?“ fragte die Andere lachend.

„Warum denn nicht! Allerhand Kummer!“ war die seufzende Antwort. „Das ist Erdenloos!“ Dann aber lachte sie doch selbst über ihre altkluge Weisheit, indem sie ihre blauen Augen über den weiten, von goldig schimmernden Blumenfeldern durchstreiften, von den beiden Dörfern anmuthig umschlossenen Wiesengrund schweifen ließ, über welchem die Frühlingssonne lag. Sie spritzte dabei die Gießkanne vollends aus und horchte dem Gesang:

„Und als er wieder nach Hause kam,
Herzliebste stand unter der Thür,
„Gott grüß Dich, Du hübsche, Du feine,
jujah, Du feine,
Von Herzen gefallest Du mir!“

„Susel! Susel!“ rief es jetzt, das Lied unterbrechend vom Wiesenpfad herüber, und Nettl winkte mit den Armen.

„Was denn?“ rief Susel zurück.

„Acht geben! Münster ist oben!“ schrie Nettl, indem sie weiterschreitend fortsang:

„Was brauch' ich denn Dir zu gefallen,
Ich hab' ja schon längst einen Mann;
Dazu einen hübschen und feinen,
jujah, gar feinen,
Der allzeit gefallen mir kann.“

Und so klang das Lied weiter, während Nettl, den Wiesenpfad hinter sich lassend, zwischen den Bäumen und Hecken des jenseitigen Feldhangs verschwand, über welchen sich die blühenden Rapsfelder zogen.

Acht geben? Münster ist oben? Was sollte denn das jetzt heißen und bedeuten? fragten die Mädchen einander, bis Grethel plötzlich rief:

„Susel, wer kommt da von der Stadt über den Kirchberg?“

Susel erschrak so sehr, daß ihr fast die Gießkanne entfiel. Denn in der That, dort kam Einer mit eiligen Schritten den Hohlweg herunter und gerade auf die Wiesenbleiche zu

„Ich geh',“ sagte Grethel schalkhaft. „Der wird Dir die Sorgen schon vertreiben!“ Und lachend lief sie davon, den Bach entlang, während Susel in ihrer Verwirrung sich zu dem Linnen niederbeugte, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Das ist schön, Susel,“ rief eine ihr wohlbekannte Stimme, „daß ich Dich treffe; ich gehe eigens des Weges, um Dich wieder einmal zu sehen.“

„Die Sehnsucht wird nicht so groß gewesen sein,“ erwiderte sie befangen und verschüchtert.

„O, doch! Meinst Du, ich denke nicht an Dich, Susel?“

„Weiß ja nicht,“ sagte sie sanft.

„Hast Du denn auch manchmal an mich gedacht, Susel?“

„So vergeßlich ist man ja nicht!“

In dieser Weise lief noch eine Weile der Faden des Gesprächs hin Während er ihr nun mittheilte, daß er vorziehe, in Bergzabern vollends auszulernen, bevor er in die Fremde gehe, neigte sie sich den bleichenden Linnenstreifen zu, als vermeide sie, ihn anzusehen. Schorsch hatte sich ebenfalls gebückt und pflückte eine der goldgelben Butterblumen von der Wiese, die er ihr nach Kinderart ans Kinn hielt. Sie richtete sich darüber auf; allein er ließ nicht nach, hielt noch immer die Blume an ihr Kinn und sah aufmerksam hin, da der goldene Blumenglanz einen zarten Schimmer über die liebliche Stelle des jugendlichen Antlitzes breitete.

„Eure Butter ist gut!“ sagte er dann, wie Kinder thun, wenn sie auf diese Weise die Butter prüfen.

„Du hast sie ja noch nicht versucht,“ meinte Susel jetzt lachend.

„Darf ich kommen und sie einmal versuchen?“

fragte er, indem er ihr in die schämigen Augen blickte.

Sie wußte nicht, ob sie bejahen dürfe; sie wagte es nicht.

„Ich sehe schon, ich darf nicht," sagte er jetzt. „Ich muß mich anderswo umsehen. Zudem kommt dort Deine Mutter und — da drüben giebt's etwas!" setzte er hinzu, indem er rasch ihre Hand berührte und wieder nach dem jenseits der Wiesen hinführenden Weg zurückeilte, wo sich Menschen sammelten, während in der That die unverkennbare Gestalt von Frau Juliane Groß den Pfad längs des Wiesengrabens daher kam.

So hatte er nicht unfreundlich, mehr scherzhaft, sich empfohlen; allein dem Mädchen war es doch, als ob sich die Frühlingssonne hinter eine finstere Wolke verhülle, als jetzt ihre Mutter zu ihr trat, fragend, wer der junge Mensch gewesen sei. Der Wahrheit gemäß antwortete Susel: es sei einer der Konfirmationsgenossen von Münster. — Und was er denn da suche? — Er sei nur vorüber gekommen, bemerkte Susel. — Mit unnöthig scheinender Strenge meinte die Mutter, sie hätte ihn auch vorüber lassen sollen. Sie sah dann nach, ob die Linnenstreifen begossen

seien, und fand Alles, nur vielleicht das Gemüth ihres Kindes nicht, in Ordnung.

Indeß blieben die Leute, die damals ins Feld gingen oder aus demselben kamen, an einer Stelle halten, wo ein älterer Mann und sein Bube um eine Kuh bemüht waren, die für sich allein an einen leichten Dungkarren gespannt, nicht mehr weiter wollte. Stöhnend lehnte sie an einem Nußbaum auf dem Wegrand, während der Mann fluchte, sein Bube heulte.

„Was giebt's denn da?“ fragte jetzt Heinrich Groß, der mit einem Häckchen auf den Schultern des Weges kam und den armen Weber vom Kirchberg erkannte. Irgend Jemand sagte, die Frau des Mannes liege krank, die Kuh sei im Tausch gegen eine andere genommen, wolle aber nicht weiter. „Wie kann man ein solches Thier eintauschen, das keinen Tropfen Milch mehr giebt?“ fragte Groß, und als Jemand einwarf, sie habe doch keine Altersringe an den Hörnern, fügte er hinzu: „die können abgefeilt sein. Das Horn wird gegen die Spitze hin immer dicker. Kurz, es ist eine alte Kuh.“

„Und nun geht sie mir zu Grunde!“ schrie der Weber verzweifelnd.

„Die Kuh ist aufgebläht, hat nassen Klee gefressen!“ sagte Groß, seine Taschen befühlend.

„Wo soll sie denn Klee herkriegen!“ schrie der Weber.

„Ja, sie hat Klee gefressen,“ bestätigte heulend der Bube, „auf Silbernagels Kleeacker da vorn.“

„Also auf fremdem Acker. Wo ist der Feldschütz?“ fragte Groß. „Ohne Protokoll geht das nicht ab. Wer hat ein scharfes Messer bei sich?“

„So, auch noch!“ schrie der arme Weber und hieb mit dem Peitschenstiel auf seinen heulenden Buben ein, während ein junger Fremder vortrat und sein neues Taschenmesser hinreichte, das Groß prüfend in der Faust hielt, indem er seine Stellung mit unverkennbarer Absicht nahm. Der Junge heulte jetzt um seine „Bläß,“ der Weber sagte erblassend:

„Ihr steht mir für die Kuh, Henrich Groß.“

„Versteht sich!“ erwiderte dieser und stieß im nächsten Augenblick das Messer dem stöhnenden Thiere bis ans Heft an einer bestimmten Stelle in den aufgetriebenen Wanst, drehte die Klinge in der Wunde und sagte ruhig: „Es ist hohe Zeit, daß Luft heraus kommt. Wäre es ein junges Thier, nun, so könnte man das Fleisch gut anbringen. Aber so!“

Das Thier stöhnte jetzt erleichtert, während einige Männer es stützten und Groß nun wieder das Messer wendete. Dann hielt er eine Frau von Oberhofen an, die mit unverkaufter Butter vom städtischen Wochenmarkte heimkehrte, und bestrich die Wunde dick, indem er das Messer dem jungen Manne — es war Schorsch — mit großem Dank zurückreichte. Hierauf hieß er den Buben sofort zum Apotheker Grohé in die Stadt laufen, um auf seine Rechnung eine Flasche Salmiakgeist und was sonst heilsam in solchen Fällen zu holen.

Die ausgespannte Kuh schritt, nach einigen vergeblichen Versuchen, sie zum Gehen zu bewegen, mit sichtlicher Linderung jetzt langsam weiter, während Groß dem armen Manne noch einige Verhaltungsmaßregeln gab. „Schickt zu uns um die nöthige Milch, Weber, und besucht mich einmal. Die Anzeige wegen der Kuh im fremden Klee wird gemacht, Ordnung muß sein!"

Damit warf er dem jungen Fremden noch einen grüßenden Blick zu und ging mit dem Häckchen auf der Schulter seines Wegs.

*

Die schöne Jahreszeit schritt immer weiter vor. Wenn die Pferde stark beschäftigt waren und sich keine Zeit fand, mit dem Wagen Grünfutter zu holen, mußte Nettl gleich andern Mägden den jungen Klee in hoch aufgeschichteter Tracht, in sogenannten „Loggen“ auf dem Kopfe heimtragen. Und eine junge Pfälzerin, hoch und stark, mit so schwerer Kopflast, deren Gleichgewicht sie mit zurückfallenden Aermeln stützt, über die Feldhöhe heimkehren zu sehen, bildet eine der schönsten Staffagen der fruchtreichen Landschaft.

Selbst das Töchterchen des Hauses ging damals fleißig mit hinaus ins Feld, um beim „Grasen“ zu helfen, mit der Sichel den süßen Klee zu schneiden und ebenfalls ihren „Loggen“ heimzutragen. Das war ihr gesund, und sie blühte dabei sichtlich auf. Ohne Müdigkeit oder Langeweile lag sie ihrer Arbeit ob, „draußen in der Au“, von wo man nach dem Münsterer Weinberg hinüber sah. Nettl schwatzte von ihrer Dienstzeit in Münster, wie lustig es da in den Kunkelstuben und in der Ruhepause auf der Gasse sei, dann im Advent, wenn Christkind und Pelznickel umgehen, auf dem Ostermarkt, auf der Kirchweih zu Barthelmä und auf jener im Stift

zu Michaeli. So verging die Zeit; der Klee war geschnitten und in mitgebrachten Grastüchern aufgeschichtet, für Nettl ein „Loggen" so hoch als sie selbst, für Susel eine kleinere Last. Aber wer half sie auf den Scheitel heben? Weit und breit war Niemand zu sehen. Da kam in der Ferne Jemand auf der Straße her über die Brücke im Horbacher Wiesengrund. Nettl rief und winkte. Es war Schorsch, der nach Bergzabern zurückkehrte und nun eilig herbeikam.

„Willst Du so gut sein, uns die Loggen aufzuhelfen?"

„Recht gern!" rief er schon aus einiger Entfernung. „Da komm ich ja gerade recht. Aber wie halten wir's?"

„Das versteht sich doch von selber," sagte Nettl lachend. „Ihr Beide helft mir meinen Loggen auf, dann hilft Schorsch allein der Susel."

Und so geschah es. Nettl's Last war schwer, aber sie stemmte sich kräftig entgegen und hatte sie nun hoch zu Häupten, worauf sie mit lachendem Gesicht auf Susel wartete.

„Was krieg' ich, fragte Schorsch das Mädchen, „wenn ich Dir aufhelfe?"

„Was willst Du denn?"

„Ein Bäckelchen," sagte er, einen Kuß meinend.

„Nein!" sagte Susel.

„Macht, macht!" warf Nettl, zur Eile mahnend, hin. „Die Kühe brüllen daheim nach Futter."

So griff denn Schorsch zu, und auch das Töchterchen des Hauses hielt ihre leichtere Last jetzt ebenfalls im Gleichgewicht auf dem Kopfe. In demselben Augenblick beugte sich Schorsch unter die Kleelast und küßte das Mädchen auf beide Wangen.

„Aber nein!" sagte Susel vorwurfsvoll mit hochrothem Antlitz. „So was, wo man sich nicht wehren kann! Du Garstiger!"

Nettl lachte, daß sie nahezu ihre mächtige Kleelast abwarf. Auch Schorsch nahm sich das Schelten nicht allzu sehr zu Herzen und meinte, was man nicht freiwillig erhalte, nehme man sich gelegentlich. Dabei ließ er die Straße und ging neben Beiden her auf dem Wege, der unten am stillen Dorf vorüberführt. Susel grollte, gab nur kurze, einsilbige oder gar keine Antworten. Sie schämte sich, wußte nicht, wohin mit ihren Augen. Zum Glück war die Strecke nicht weit. Während Schorsch fröhlich pfeifend am Dorfe vorüber seinen Weg nach der Stadt verfolgte, gelangten die Kleeträgerinnen durch den Garten in die Scheuer, wo Beide ihre Last abwarfen.

Susel grollte noch immer mit unmuthiger Miene. Nettl dagegen warf sich in den Klee und lachte wie ein Kobold.

„Na," rief sie, „was hat er denn Arges gethan? Ein Bäckelchen hat er Dir gegeben!"

„Zwei!" berichtigte Susel verdrießlich, worüber Nettl noch ausgelassener lachte.

„Das ist aber was!" sagte sie einmal über das andere Mal.

„So, ist das nichts?" entgegnete das junge Mädchen. „Ich geh' nicht mehr in den Klee mit Dir!"

„Na, wollen wir sehen!" sagte Nettl, sich aufraffend, indem sie einige blühende Kleestengel, die noch in ihren schwarzen Haaren hingen, hinwegstrich und sich in den Stall begab, während sie anstimmte:

„Es ging ein Jäger jagen
Ins Fichten- und Tannenholz,
Begegnet ihm auf der Straßen
Ein Mädchen, das war stolz.

Wohin, wohin Du Stolze,
Wohin steht Dir Dein Sinn?"

Und Susel, die sich in die Wohnstube begab, hörte nicht weiter.

Wenige Wochen darauf ging Schorsch, der jetzt in Bergzabern auslernte, wieder eines Montags in die Stadt zurück, vor sich hinsingend durch den Höheneinschnitt, wo das stille Dorf in Sicht kommt, als aus der Wingertsfurche neben der Straße geworfen wurde. Gleichzeitig vernahm er ein unterdrücktes Kichern, und so stürmte er ahnungsvoll mit geheuchelter Entrüstung in die Weinlaube, um den Frevel zu bestrafen. Dort fand er, wie vorauszusehen, wieder Nettl, sich vor Lachen fast ausschüttend, während Susanne Groß in größter Verlegenheit und fast bestürzt an der Stelle verharrte, wo sie schon im frühesten Lenz beim Rebenlesen geholfen hatte und wo sie nun mit der Magd die Wingertsfurche ausgrasen wollte. Nun mußte die Unschuldige leiden, zur Strafe für den Muthwillen der Andern abgeküßt zu werden, und all ihr Widerspruch half ihr nichts.

Diesmal ging Susel, nachdem Schorsch wieder seiner Wege geschritten war, heim und ließ Nettl allein; doch sagte sie der Mutter nicht, was ihr begegnet war; sie schämte sich zu sehr; auch brauchte es Niemand zu wissen. Nettl aber sagte ihr später: es sei zum Lachen, wenn sie glaube, daß sich junge Leute nicht lieb haben dürften.

Indeß kam von den Ereignissen des Tages

dennoch etwas zu Ohren der Eltern. Stoffel, der mit einem Pferd und einem Karren hinausgefahren war, um das Gras heimzuholen, hatte den ihm wohlbekannten jungen Mann aus dem Wingert kommen sehen und fragte ihn nun beim Vorüberkommen, was er da zu suchen habe. Darauf erhielt er die Antwort, daß ihn das wohl wenig angehe. Nun meinte Stoffel, er wolle es ihm austreiben, und er solle sich nicht mausig machen, sonst nehme er ihn an den Ohren.

„Du mich an den Ohren nehmen?" hatte Schorsch höhnisch geantwortet, indem er des Weiteren gewärtig stehen blieb.

Allein Stoffel fuhr weiter, klatschte dann aber, als er weit genug war, so fürchterlich mit seiner Peitsche in der Richtung hin, daß mehrere Leute im Felde aufmerksam geworden waren. Und so hatte auch der Vater davon gehört.

„Das muß ich doch erst untersuchen!" sagte er, sich zu Susel wendend. „Ruf' mir den Stoffel einmal herein, mein Kind!" Mit diesen Worten setzte er sich in den Lehnstuhl und wartete, bis sein Stiefsohn eintrat.

Der gab ziemlich mürrisch Red' und Antwort; allein sein Stiefvater war nicht der Mann, sich Unziemliches bieten zu lassen, und gebot ihm, in-

dem er ihm sagte: „Mit Dir werde ich noch fertig!“ einfach den Hergang zu erzählen. Stoffel, so aufgefordert, verhehlte nicht seine Meinung, daß der junge Mensch um das Susele schleiche.

„Mach' keine Flausen,“ sagte Heinrich Groß. „Er ist mit ihr konfirmirt worden, sie kennen sich, sie sprechen miteinander. Wer will etwas darin sehen? Und mit welchem Recht willst Du Jemand die offene Landstraße wehren? Haben denn die Münsterer nicht Recht, wenn sie euch als rüpelhafte Bauern über die Achseln ansehen?“

Da mischte sich jedoch die Mutter drein, und Stoffel konnte mit etwas zurechtgestutztem Kopf abtreten.

„Stoffel hat so unrecht nicht!“ sagte sie. „Ich hab' den jungen Menschen schon neulich an der Bleiche mit ihr betroffen, und ich glaube, der Nissenkopf läuft ihr nach.“

„Das hat ja wenig auf sich, Juliane,“ sagte der Vater. „Uebrigens scheint mir der junge Mensch so uneben nicht; ich habe im Grunde nicht so sehr viel dagegen, wirft unser Susele ihre Augen auf Einen von Münster. Man hätt' dann seine Ansprache drüben und — auf Geld oder Gut braucht es ihr Gottlob nicht allzuviel anzukommen.“

„Wie Du redest, Henrich!“ erwiderte unzufrieden die Mutter. „Davon kann ja gar nie die Rede sein. Darüber sind ja schon lange Bestimmungen getroffen.“

So viel hatte das Töchterchen aufgeschnappt. Bestimmungen waren über sie getroffen? Was für Bestimmungen? Mit dem scheelen Hannes? Nein, Mutter, daraus wird nichts! dachte Susel. Im Innersten empfand sie dabei warmen Dank für des Vaters wohlwollende Gesinnungen, die aus den wenigen Worten von ihm erhellten. Am Vater hatte sie also noch eine Stütze, wenn es einst zur Entscheidung kommen sollte. Sie hatte ja immer empfunden, wie gut er es mit ihr meine, hatte sich stets besonders zu ihm hingezogen gefühlt. Nun wußte sie, daß, wo es sich einst um das Glück ihres Lebens handelte, ihr lieber Vater, an dem sie von nun an noch inniger hing, keine anderen Rücksichten gelten und Alles darauf ankommen ließ, ihr Wohlergehen mit dem Zug ihres Herzens in Einklang zu bringen.

Aber, es war ja noch lange dahin.

Zehntes Kapitel.

Im Hochsommer.

Wenn die Saaten bestellt sind und lustig weiter grünen, kommt Arbeitsruhe ins Feld. Man sieht hoffnungsvoll auf den heranwachsenden Segen, indeß die Weinberge, wo sie nicht überhaupt vorwiegen, nunmehr die Aufmerksamkeit stärker in Anspruch nehmen. Nur die Versorgung des Melkviehs mit Grünfutter erfordert noch manchen Gang und manche Fahrt in die Flur, wo der Klee seine Blüthenköpfe ansetzt.

Da kam ein schwüler Tag. Knecht Hanjerg war in die Mühle gefahren. Das Grünfutter reichte nicht; Nettl ging darum Nachmittags wieder hinaus, um Klee zu holen. Es sah aus, als ziehe sich ein Donnerwetter zusammen. Dennoch brach kein Gewitter los, sondern plötzlich nur ein warmer, starker Platzregen.

Frau Juliane hatte sich schon vorher mit der Absicht, auf dem Rückweg ihre Tochter Eve zu besuchen, bei der wieder der Kindersegen eingekehrt war, mit einem großen irdenen Weinkrug, welcher den gebräuchlichen Labetrunk für die „Häcker“ enthielt, in den Weinberg begeben, wo auch Stoffel, und zwar in einer Laube für sich allein, den „Karst“ handhabte. Frau Juliane war unbemerkt die Wingertsfurche hinangekommen. Da hörte sie die „Häcker“, einheimische Bürger, sich während der Arbeit lebhaft unterhalten; sie sprachen über Heinrich Groß und zwar in einer Weise, die der Frau keine geringe Genugthuung gewährte.

„Henrich Groß ist unser Mann,“ äußerte der Wortführer in eben so emsiger Rede als Arbeit. „Das hat er wieder bewiesen bei den Versteigerungen neulich, wo der Baumeister, der glüthige Haspel, so gegen unsern Bürgermeister aufgetreten ist. Ohne nur aufzugucken, kreischt der glüthige Haspel: „wenn der Steinhaufen an der Ruhbank nicht heute noch weg kommt, werdet ihr sehen, ihr Bauern, was es giebt!“ — Der Bürgermeister war mäuschenstill. Henrich Groß aber guckt sich um. Ist das eine Manier, sagt er, einem Bürgermeister einen Auftrag zu geben? So pressirt's doch nicht, hat er g'sagt. — „Ihr werdet sehen,

ihr Bauern, wie ich hinter euch komme!“ kreischt der Glüthige. — Oho, sagt Henrich Groß, so können Sie mit Ihrem Bedienten reden, sagt er, nicht mit Bürgern, die mehr Steuern zahlen, als Sie, hat er g'sagt. Die Zeiten sind vorbei, wo man sich dergleichen gefallen läßt, sagt er. Haben Sie was anzuordnen, dann mit Manier! hat er g'sagt. — „Wer ist der?“ kreischt der Haspel. — Wer ich bin, sagt Henrich Groß, wissen Sie so gut, wie Jeder hier, sagt er. Thun Sie, was Sie wollen, aber betragen Sie sich manierlich! hat er g'sagt. — Und im Saale giebt's ein Gemurmel: so ist's recht, Henrich Groß! — Da merkt der glüthige Haspel, daß er so nicht durchkommt, packt seine Akten zusammen und fort zum Tempel hinaus. Wer aber bei der nächsten Wahl Bürgermeister wird, das ist Henrich Groß.“

„Kein Anderer!“ stimmten die Häcker bei.

Frau Juliane hustete, um ihre Anwesenheit zu erkennen zu geben. Diesmal gab sie den Krug mit dem Bedauern hin, daß sie ihn nicht mit besserm Weine gefüllt habe. Was sie vernommen, hatte sie in beste Laune versetzt. Als sie wieder die Furche hinunterschritt, wiegte sie sich in den Hüften wie eine Bürgermeisterin. Schon der alten Schwiegermutter wegen freute sie sich der eröff-

neten Aussicht. Indeß hatte sie gerade noch Zeit, vor dem beginnenden Regen die Wohnung ihrer Tochter zu erreichen, während die Häcker draußen Schutz unter den Bäumen suchten.

Daheim befanden sich mittlerweile außer der tauben Aplone, die bei der Großmutter im Nebenbau saß, nur noch Susanne und ihr Vater, der für sich den wahrscheinlichen Ertrag der auf den andern Tag anberaumten Schafschur und der bevorstehenden Rapsernte berechnete. Während er hierauf in der Bibel las, was er zuweilen that, stand das Töchterchen des Hauses strickend an dem Fenster, welches in den Hof hinausging, und schaute dem närrischen Treiben der Enten zu, die in wunderlichen Verzuckungen, seltsamen Lauten und Bewegungen einen förmlichen Konventikel abzuhalten schienen.

Und nun regnete es draußen. Aber wie! Es schüttete förmlich. Susanna sah strickend dem plötzlichen Wolkensegen zu. Die Hühner flüchteten unter Dach in das Kelterhaus und schauten verstimmt den Wassergüssen zu, die bald einen förmlichen Bach im Hofe bildeten, auf welchem jeder Tropfen eine schwimmende Blase hervorrief. Dagegen hatten sich die Gänse mitten im Hof aufgepflanzt, streckten die Hälse, so hoch sie

konnten, und fühlten sich wohl in diesem anhaltenden Sturzbade, während die Enten jetzt plärrend in der See umher tummelten, aus welcher der Misthaufen wie festes Land ragte.

Als der Regen nachließ, gingen Vater und Tochter in den Garten, um zu sehen, ob das Wasser dort keinen Schaden gethan.

Eben kam Nettl zwischen den Zwetschgenbäumen her, auf dem schwarzbraunen Haupthaar eine schwere Tracht Klee, dessen Blüthenköpfe noch vom Regen troffen. Sie selbst war wie aus dem Wasser gezogen; die Kleider klebten ihr förmlich am Leibe, wenn man überhaupt noch von Kleidern sprechen konnte, da sie in der Schwüle Leibchen und Oberrock abgeworfen hatte, so daß nur Unterrock und Hemd, das sich straff über die Brüste spannte, ihren Körper deckten.

Susel, als sie die Magd in dieser Verfassung sah, rief, vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend:

„Aber, Nettl, wie siehst Du aus! Du bist gerade in den dicksten Regen gekommen.“

„Mitten hinein,“ war die muntere Antwort der Magd, indem sie in die Scheuer trat und ihre Last auf die Futtertenne warf.

Das triefende, dunkle, üppige Haar sich aus

dem blühenden Antlitz streichend, sah Nettl im Grunde gar nicht übel aus. Und nun lachte sie über sich selbst in ihrer koboldartigen Weise. Der Hausherr dagegen schaute ungewöhnlich ernst drein, legte jedoch in seltsamer Anwandlung beim Vorüberkommen der Magd flüchtig die Hand an die Schulter, um sich zu überzeugen, ob sie in der That so naß sei, als es den Anschein hatte.

„Wirklich,“ bemerkte er kurz, „bis auf die Haut naß.“

Da Nettl Hunger und Durst verspüren mochte, sollte Susel ihr in der Wohnstube die nöthige Erfrischung besorgen. Das Töchterchen beeilte sich denn auch, dem Gebot nachzukommen. Groß selbst begann die Häckselschneidebank in Betrieb zu setzen, indeß Nettl die Schnüre, mit welchen ihre Kleelast zusammengehalten war, auflöste, ohne fürs Erste ans Umkleiden zu denken. Denn das Wetter hatte sich nicht abgekühlt, sondern war so heiß und schwül als vorher. Heinrich Groß fühlte sich zum Sprechen wenig aufgelegt; doch bemerkte er: der Klee dürfe so naß nicht verfüttert, sondern müsse zum Abtrocknen ausgebreitet und dann mit Stroh zu Häcksel geschnitten werden.

Indessen hatte Susel in der Wohnstube das

Nöthige hergerichtet, trat auf die Hausschwelle und rief mehrmals so laut sie konnte: „Nettl! Nettl!“ Als die Magd endlich erschien, ging dieselbe erst auf ihre Kammer, um sich umzukleiden. Mittlerweile kam auch der Vater aus der Scheune zurück, nahm den Kellerschlüssel und holte ein Glas Wein vom Bessern, den er der Magd hinstellte, damit sie sich erwärme und keiner Erkältung aussetze. Nettl aß, ergriff dann das Glas und sagte, damit eine Bewegung nach dem Hausherrn hin machend:

„Gesundheit, Vetter!“

„Wohl bekomm's!“ erwiderte er, indem er eifrig die Wanduhr aufzuziehen begann.

Er war noch nicht damit fertig, als der Stoffel heimkam und mit einem Seitenblick den Tisch streifte. Susel beeilte sich auch für den Bruder Sorge zu tragen. Den gewöhnlichen Trinkwein, den sie ihm vorstellte, trank er zwar aus, ging jedoch hierauf selbst in den Keller, um sich noch einen Schoppen von dem besseren goldbraunen Trunk zu holen, was zu keiner Erörterung führte, obwohl selbst der Vater sich für gewöhnlich nur an den leichten Trinkwein hielt. Als dann die Mutter heimkam, hatte sie so viel über die Eve, deren Kind und Hauswesen zu be-

richten, daß von Anderem keine Rede mehr war, selbst nicht von der künftigen Bürgermeisterwahl, obwohl Frau Juliane in der Folge durch manchen kleinen, nicht weiter zu erwähnenden Zug den Stolz auf ihren Henrich bekundete.

Nach der Rapsernte ließ er eines Morgens anspannen, um mit Hanjerg auf den Stadtmarkt zu fahren, wo er Wolle und Raps gut anzubringen hoffte. Als er zum Abschied seinen Kopf bedeckte, sprach er die Vermuthung aus, daß er wohl über Mittag ausbleibe. „Man kann nicht wissen," fügte er hinzu, indem er seinen Stock aus dem Uhrkasten nahm, „wie sich's trifft."

„Guck' aber nicht zu tief ins Glas, Henrich," mahnte Frau Juliane, indem sie ihm traulich die Hand auf die linke Schulter legte: „Und gelt! bleib' nicht zu lange sitzen!"

„Nein, nein!" sagte er und ging.

Gegen Mittag kam Grethel und fragte: ob Susel nicht mit in die Stadt wolle. Die Mutter hatte nichts dagegen, und so wanderten die Beiden mit ihren Hängekörbchen am Arm über den Kirchberg in die nahe Stadt, an den Kuppelthürmen des Schlosses und an dem weiten Hof vorüber, wo eine große Weinküferei in lebhaftem Betrieb stand. Ja, da klapperten denn auch die Schlägel

laut genug; in Schurzfell und kurzer Bluse ging dort Schorsch mit zwei Kameraden, in lustigem Takt drauf loshämmernd, um ein großes Faß, dem die eisernen Reifen angetrieben wurden. Susel glaubte den Schlag seines Hammers unterscheiden zu können, denn ihr junges Herz pochte mit. Allein, er sah nicht auf — hatte keine Zeit dazu. So gingen denn die Freundinnen weiter, da und dort bei einem Kaufmann eintretend, dann am Markt vorüber, wo die Bauernweiber mit Milch, Eiern und Butter auf Käufer warteten. Viele waren schon heimgekehrt; doch standen noch genug Bauernwagen und Gemüsekarren umher.

Vor einem Wirthshause auf der offenen Straße stand ein förmlicher Kreis von Männern die mit heiterem Lärm, unter Witzreden und schallendem Gelächter das Schoppenglas umher gehen ließen, — wohlhabende Landleute, Müller, Wirthe und sonstige Honoratioren, — mitten unter ihnen als einer der heitersten und schlagfertigsten Heinrich Groß, Susels Vater.

Das Mädchen traute seinen Augen kaum; so frohen Muths hatte sie ihren Vater noch nie gesehen. Das war eine neue, ihr unbekannte Seite

an ihm. Er mußte ganz vortreffliche Geschäfte gemacht haben, daß er so tapfer mithielt beim Kreisen des Bechers, beim „Utz" und „Stuß" und anderem Jux. Sichtlich fühlte er sich wohl in dieser Gesellschaft, — und doch, welche närrische Leute waren es!

Die Mädchen waren in einen kleinen Laden eingetreten, wo rothgestreiftes Zeug aus Leinen und Baumwolle, sogenannter „Schamaß" (Siamoises) auslag. Mit einer vielsagenden Schwenkung des schwarzhaarigen Kopfes nach dem heitern Männerkreis, bemerkte die flinke Krämerin bei dem hereinschallenden Gelächter:

„Da stehen wieder die Rechten beisammen!"

Die Rechten? Und der Vater dabei? Wie konnten sich alte Männer nur so aufführen! Sie lachten auch über Alles, während der Kleinste von ihnen das Wort führend in ihrer Mitte hielt, den Kopf mit Ohrringen in den Nacken geworfen, beweglich, durchtrieben großartig — der richtige Sapristi. Ein Anderer bückte sich beim Lachen regelmäßig, schlug sich auf das Knie und drehte sich dabei auf dem Absatz um, daß er das lachende Antlitz jedesmal mit geschlossenen Augen nach auswärts kehrte. Der neben ihm ließ sich zwar auch in die Knie fallen, kehrte sich aber nicht

um, sondern lachte herzhaft in den Kreis hinein. Ein Vierter mit einer Meerschaumpfeife im Munde zuckte nur immer schlau mit den Mundwinkeln, als mache er sich lustig über Alle. Ein Fünfter, noch ein sehr junger Mann, sah bei jedem Wort das er fallen ließ, lächelnd nach Beifall um, wobei sein Nebenmann höchst würdevoll zu lachen pflegte und den Kopf hielt, als liege ihm daran, ein Doppelkinn herzustellen. Und dabei wetteiferten sie miteinander im Leeren des Schoppenglases, sahen jedoch gesund und frisch drein ohne die aufgedunsenen Gesichter der heimlichen „Petzer.“

Susels Vater selbst behielt auch in der größten Heiterkeit noch seine gemessene Haltung bei. Links von ihm stand ein Mann, der, sobald ein Anderer zu reden begann, auch sofort den Mund öffnete, um zu wiedersprechen und schließlich doch Alles that, was man wollte. Des Vaters Nachbar rechts dagegen war der Wunderlichste von Allen, ein langer schlanker Mann mit etwas gebückter Haltung, zugespitzter schmaler Nase, lächelnden Zügen und weibisch lispelnder Stimme. So oft ein Schoppen geleert war, sagte er, sich gleichsam mit Händen und Füßen wehrend:

„Nein, Brüder, jetzt darf ich nicht länger

bleiben! Ich muß fort. Meine Frau wartet daheim. Leider! Aber es geht nicht anders, ich muß wirklich fort!“

Dies trieb er so schon seit einer halben Stunde. Niemand hielt ihn zurück, aber er trank bei jedem neuen Schoppen mit, lachte über jeden Witz aufs Neue, um dann wiederholt in die Worte auszubrechen: „Nehmt mirs nicht übel, Brüder, aber ich muß wirklich fort!“

„Ei, so mach’, daß Du weiter kommst!“ hieß es jetzt.

Doch vergeblich. Als die beiden jungen Mädchen aus dem Laden traten, stand er, der so dringend fort mußte, noch immer im Kreise, während sein Wagen harrend längst daneben hielt. Die Mädchen konnten sich nicht genug über das Gebahren der „alten“ Männer wundern, die da auf offener Straße den tollen Lärm vollführten, steckten die Köpfchen zusammen und lachten ebenfalls. Da wurden sie aber von einem aus der Gesellschaft, demjenigen, der so oft nach Beifall umschaute, schließlich bemerkt und trotz alles Sträubens herbeigezogen. Es war der junge Kronenwirth, derselbe, der ihnen damals auf der Kreuzstraße begegnet und nun längst verheirathet war. Es half sie nichts, sie mußten mit-

trinken, wenigstens nippen; Susels Vater ermunterte mit ernster Miene dazu.

„Schade das man schon verheirathet ist!“ seufzte der junge Kronenwirth, sah sich dabei lächelnd um und seinem Bäschen in die schamhaften Augen, indeß die Unterhaltung im Ganzen etwas stockte. Die Gegenwart der jungen Mädchen legte den Männern doch einigen Zwang auf; man fühlte sich über die Tonart unsicher, die anzuschlagen war.

Indessen fuhr der harrende Wagen, dessen Fuhrmann das Handpferd seines Zwiegespannes kaum zur Ruhe brachte, etwas näher heran, während man seinen Herrn, der „leider fort mußte,“ mit einigem Zwang endlich auf den Sitz brachte.

„Wir kommen alle auf deine Hochzeit, Susel!“ äußerte dazwischen der junge Kronenwirth, sich lächelnd im Kreise umsehend.

„Ja, ja!“ stimmten seine Genossen bei. „Wir kommen, schon wegen des Brautschuhes!“

Und der Lange hub noch vom Wagen herunter an zu betheuern, daß er fort müsse, die lieben Mädchen möchten es ihm nicht nachtragen, während die Andern seine Rosse auf die

Hanken patschten und meinten, er solle nun einmal weiter fahren.

Der Fuhrmann klatschte über sein Gespann hin; widerspenstig sträubte sich das Handpferd, allein es ging doch weiter in die Straße hinein. Aber noch aus der Ferne beugte sich der Abfahrende aus dem Wagen zurück, mit den Händen winkend, und schreiend: „Ich kann leider nicht anders, ich muß heim, nehmt mir's nicht übel und trag' mir's Niemand nach!"

Die Zurückgebliebenen lachten auf seine Kosten, ließen noch einige Pfälzer Redensarten folgen und dabei immer auf's Neue einschänken, bis Susel und Grethel die Gelegenheit ergriffen, aus dem Bereich von Bemerkungen zu kommen, die ihnen wiederholt das Blut in die Wangen trieben, obwohl der Vater mehrmals durch Geberden und Winke gemahnt hatte, auf die Anwesenheit der jungen Mädchen einige Rücksicht zu nehmen.

„Grüß die Mutter," rief er noch nach, „und es stehe Alles gut!"

Daß der Vater sich in diesem Kreise gefiel und wohl befand, machte dem Töchterchen der Frau Juliane auf dem Heimwege durch die Stadt doch einige Gedanken. Indeß wurde der Sinn rasch von Anderem eingenommen. Vor dem

phantastischen Bau des „Engels“, der mit seinen Erkerthürmen, Kuppeln, Drachenhäuptern und Windfahnen, seinen geschnörkelten Giebeln und der grauschwarzen malerischen Façade wie ein Märchenpalast zwischen den nüchternen Bürgershäusern steht, bemerkte Grethel, daß der Freundin alles Blut zu Kopf stieg. Gleichzeitig erkannte sie Schorsch im vollen Küferstaat, Schurzfell, die „Hotte“ auf dem Rücken, im Schwarme seiner Kameraden stolz daher schreiten.

Ob er wohl vorüber ging? Nein, er trennte sich von den Andern, die ihren Weg fortsetzten, und kam gerade auf die Mädchen zu, beiden die Hand reichend, indem er die Susels nur ein wenig länger hielt. Nach der ersten Begrüßung und den gewöhnlichen Fragen, wie es gehe, wo man gewesen sei und so weiter, begann er, als ob ihm plötzlich etwas einfalle:

„Nicht wahr? ich wollte doch immer fragen — die zwei hanbuchenen Kerle damals bei der Fuchsgrube und am Heerwege sind eure Schätze?“

Die Mädchen wiesen das mit Entrüstung zurück; die seien es noch lange nicht und würden es auch nie werden, ja, sie wollten von denselben ein für allemal nichts wissen. Kurz es folgten Versicherungen und Betheuerungen, die Schorsch

wenn er wollte, sehr zu seinen Gunsten auslegen konnte, was er auch, wie die Folge lehrte, keineswegs unterließ. Zum gemüthlichen Ausplaudern war jedoch hier auf der Gasse keine Zeit; er mußte eilen, seinen vorausgegangenen Kameraden nachzukommen, und nahm Abschied, nachdem er noch auf die bald beginnende Kirchweihzeit aufmerksam gemacht hatte. Während sich die Freundinnen nochmals bei der Biegung des Weges nach ihm umschauten, bestürmten ihn seine Kameraden mit Fragen nach den hübschen Landmädchen, denen sie nicht ohne Wohlgefallen nachgesehen hatten.

„Die reichsten weit und breit,“ versicherte Schorsch. „Die haben Geld!“ sagte er, den Daumen an dem Zeigefinger reibend. „Na!“

Susel war indeß zufrieden, ihn wieder einmal gesehen zu haben, und auf Monate hinaus dadurch beglückt. Auch das nunmehr unbestrittene Ansehen des Vaters in der Gemeinde und daheim trug zu ihrer inneren Befriedigung redlich bei. Hatte doch Heinrich Groß in der That auf jenem Markt einen guten Handel gemacht und noch einige äußerst vortheilhafte Verträge auf Getreide und Lieferungen geschlossen. Es glückte ihm jetzt Alles, und das sprach sich auch in seiner Haltung seinem Auftreten aus, während Frau Juliane sich

redlich bemühte, seinen Willen als den ihrigen gelten zu lassen. Erschien doch auch die Wahl zum Bürgermeister, die im nächsten Jahre stattfand, so gut wie gesichert.

Allein gerade damals ließ sich manchmal in der Nacht, wenn Alles schlief, jenes gespensterhafte Umherwandeln, jenes geisterhafte Schlürfen verspüren, das unheilkündend an das Ohr der Lauschenden drang, wenn sie aus dem Schlummer erwachend sich im Bette aufrichtete. Und horch! War es nur ihr eigener beklommener Athem? Nein, sie hielt ihn ja an. Es war Alles still. Nur im Gebälk pickte die Todtenuhr.

Elftes Kapitel.

Im Spätjahr.

Mit Beginn der Ernte hieß es wieder: „Hafer in die Krippe! Die Gäule müssen an die Arbeit!" Und auch die Menschen mußten es. Man hatte keine Zeit, auf Anderes zu achten, dachte nur daran, Heu zu mähen, Korn heimzuführen, Spelz, Grannenweizen, Gerste, Hafer zu schneiden, Aecker zu „stürzen" und zu bestellen, Raps zu säen, Kartoffeln zu häufeln, Rüben und Runkeln zu behacken und zu blätteln. Sobald jedoch die gröbste Arbeit im Felde gethan war, ward man auch daheim manche Veränderung inne, deren Beginn und Entwickelung man übersehen hatte.

So war Nettels Benehmen, das eine Weile besonders schüchtern und befangen gewesen, allmälig dreister geworden, besonders gegen Stoffel

der sie einst beiläufig fragte, ob sie sich damals bei dem Platzregen nicht erkältet habe. Sie gab ihm eine scharfe abweisende Antwort. Darauf gebot ihr Stoffel in befehlendem, drohendem Ton, sie solle den Kuhstall reinigen.

„Mein Vetter hat mir gesagt, ich solle Futter stoßen,“ entgegnete sie.

„Und ich sage Dir, Du sollst ausmisten!“

„Du hast mir nichts zu sagen.“

„Höllensapperment, ich werde Dirs zeigen!“

„Du nicht. Der Vetter ist mein Herr, nicht Du!“

Stoffel lachte häßlich auf. Als aber sein Stiefvater zufällig vom Garten her durch die Scheuer kam, zog er sich dennoch, ohne ein Wort zu verlieren, zurück.

Frau Juliane, die nicht versäumte, zuweilen die Schwieger im Nebenbau zu besuchen, ging in jenen Tagen mit etwas zusammengekniffenen Lippen umher und schien mit den Blicken wie mit Degenspitzen Alles durchdringen zu wollen, Wände und Mienen. Als ihre Augen dabei gelegentlich denen der tauben Aplone begegneten, und dann flüchtig die Gestalt der Magd streiften, sagte die getreue Alte mit abgewandtem betrübten Gesicht und kleiner Handbewegung ein Wort, das

sich Frau Juliane ein für allemal gesagt sein ließ. Das Wort lautete:

„Weg! Es ist Zeit!“

„So!“ sagte Frau Juliane für sich. Und ihr Herz krampfte sich zusammen. Dann zog in dasselbe ein heftiger Schmerz und ein wilder Ingrimm ein. Tief aufseufzend, richtete sie sich zu ihrer vollen Stattlichkeit empor. „So!“ sagte sie, und für diesmal weiter nichts.

Als es sich jedoch traf, daß sie in die Wohnstube zurückkehrte, wo ihr Mann eben an seinem Schreibpult saß, Susel strickte und Nettl Kartoffeln schälte, sagte sie ohne weitere Einleitung und laut genug, daß es Alle verstehen konnten:

„Du kannst Dich auf Weihnachten anderswohin verdingen, Nettl.“

Susel erschrak darüber so sehr, daß sie sich verfärbte. Auch Nettl zuckte auf und sank dann in sich zusammen, wurde abwechselnd blutroth und leichenfahl, während der Vater ruhig an seinem Pult verharrte und über den Rechnungen und Notizen scheinbar gar nicht beachtete, was vorging. — Stoffel dagegen, der unterdeß mit Abräumen und Reinigen der Kelter für den Weinherbst beschäftigt war, sah hereinkommend mit unverhohlenem Hohn von Einem zum Andern,

als ob er genau wisse, worum es sich handle, ohne erst sich erkundigen zu müssen.

Nicht Nettl fragte jetzt: „Aber warum Bas?“ sondern das Töchterchen des Hauses erkundigte sich betroffen nach dem Grund dieser unerwarteten Maßregel.

„Es hat schon seinen Grund!“ sagte die Mutter, indem sie den Blick von Einem zum Andern gleiten ließ.

Da raffte Nettl die Kartoffelschüssel auf und ging mit glühendem Kopf trotzig damit hinaus.

„Thut die Nettl ihre Arbeit nicht ordentlich, Mutter, oder habt Ihr sonst Ursache, mit ihr unzufrieden zu sein?“ fragte Susel merklich bewegt.

„Frag' nicht,“ antwortete die Mutter unwirsch. „Dir werde ich's gleich auf die Nase binden! Siehst Du, Dein Vater braucht nicht zu fragen, und weiß es doch! Gewöhne Dir die Ruhe an, mit der er es hinnimmt.“

Susel ließ ihre jungen Augen nach ihrem Vater hingleiten. Der aber saß da und wiederholte gleichsam mechanisch, oder auch ganz versunken, als ob er der Welt entrückt sei, halblaut vor sich hin: „Zwölf und hundertfünfzehn ist — — zwölf und hundertfünfzehn ist — ist hundert siebenundzwanzig.“ Als Susel dann ihn nach

der Ursache der Aufkündigung fragte, zuckte er schweigend die Achseln, wich ihren Augen aus, um sie jedoch, wenn es unbeachtet geschehen konnte, mit einem unendlich traurigen Blick anzusehen.

Seitdem bestand eine merkliche Spannung zwischen den Eltern, die sie jedoch nach Außen sorgfältig zu verbergen trachteten. Der Friede des Hauses, die Ruhe der Gemüther schien gewahrt vor Fremden. Doch sprachen die Eheleute nur noch selten mit einander, und wo es sein mußte, beschränkten sie sich auf das Nothwendigste. Susel's junges Herz nahm dies mit großer Beklemmung wahr. Ein trüber, unheilkündender Geist ging jetzt durch das Haus. Kein Wunder, wenn der Vater anfing, mit dem Stöckchen in der Rechten über Feld zu gehen, oder den Abend im Wirthshaus dem daheim vorzuziehen.

Nur zwei Hausgenossen schienen mit dem Gang der Dinge zufrieden — Stoffel und die Großmutter. Deren Mienen nahmen damals immer mehr einen siegesfrohen Ausdruck an, während die Mutter wie ein Pulverfaß umherging, dem kein Funken nahen durfte.

Nettl selbst that nach wie vor ihre Arbeit, nur still, einsilbig, verdrossen, zuweilen etwas

trotzig und mürrisch; ja sie benahm sich, wie Stoffel meinte, feindselig und frech. Auch Frau Juliane erhielt davon eine Probe, als sie eines Tages nach dem Stall hinsteuerte, aus welchem das Gebrüll der Kühe stets lauter ertönte. Entweder verlangten sie nach Futter, oder wollten, von der Milch geplagt, gemolken sein.

„Nettl!“ rief Frau Juliane, nach der Magd sich umschauend. „Nettl!“ Keine Antwort. „Nettl! — Wo steckt denn das Weibsbild?“ Und rasch trat Frau Juliane in die Scheuer, erkletterte sogar den Heustall und stieg von da durch die Spreukammer auf den Kornspeicher, wo sie ihren Mann traf der dort Getreide wendete. „Wo ist sie denn?“

„Ich weiß nicht,“ sagte er kurz.

„So, Du weißt nicht?“ erwiedete Frau Juliane mit tödtlich kaltem Blick. Dann stürmte sie weiter über die Treppe, hinunter noch einmal in den Hof und gegen die Scheuer hin, aus deren Thor ihr Nettl jetzt entgegentrat. „Wo hast Du denn gesteckt?“

„Wo werd' ich gesteckt haben?“ entgegnete Nettl etwas mehr als schnippisch. „Im Garten bin ich gewesen.“

„Was hast Du denn im Garten zu thun?“

„Die übrig gebliebenen gelben Rüben hab' ich geholt für das Vieh."

„Und warum melkst Du nicht? Hast Du die Kühe nicht brüllen hören?"

„Ich kann doch nur eine Arbeit thun."

„Aber warum nicht das Nöthigste?"

„Nöthigste? Es ist jetzt alles nöthig," bemerkte Nettl. „Man soll überall sein! Aber hexen kann ich nicht."

„So! hexen kannst Du nicht! Ich habe wahrlich gerade gemeint, Du könnest hexen."

Nettl wurde unter dem Blick der Hausfrau blaß und roth. Aber sich zum Trotz aufraffend sagte die Unglückselige: „Ich weiß selber, was sich gehört. Vor einer Stunde habe ich melken wollen und nichts in den Eimer gekriegt."

„Hast Du denn kreuzweise gemolken?" fragte Frau Juliane.

„Ach was, kreuzweise!" entgegnete die Unglückselige. „Das sind Albernheiten, sagt der Vetter."

„So, das sagt der Vetter?" wiederholte Frau Juliane. „Der Vetter hat aber hier nichts zu sagen, verstehst Du. Zur Milchkammer hab ich den Schlüssel, wie er zum Weinkeller. Was die

Melkkammer betrifft, hast Du Dich, so lange Du noch bei mir bist, nach mir zu richten."

„Der Vetter ist doch Herr im Hause!" warf die Magd hin.

„Der kahle Teufel ist er!" rief jetzt Frau Juliane, die Geduld verlierend. „Er soll aus dem Kuhstall bleiben, — Er hat da nichts zu thun. Und Du, bist Du denn ganz umgewechselt? Du bist wohl auf das Dorfthier gestoßen oder vom Letzbetzl geplagt worden?" fragte Fau Juliane, an die unsern Dorfbewohnern allbekannten spukhaften Erscheinungen erinnernd. Denn das „Dorfthier" oder der „Vollhammel" ist dort überall der dem Wasserlauf folgende Genius loci, das „Letzbetzl" jedoch dasselbe Wesen, das man anderwärts die Trude, die Nachtmahr, den Alp nennt. Allein Nettl war jetzt nicht aufgelegt zu solchen sagenhaften Vorstellungen und murrte anzüglich:

„Nein, von einem Drachen bin ich geplagt."

Auf dies hin holte Frau Juliane mit kräftiger Hand aus und gab der Kecken eine so klatschende Ohrfeige, daß die Magd heulend aufbegehrte, sie lasse sich nicht schlagen und werde es dem Vetter sagen.

„So! Ei, hör' doch Einer!" sagte Frau Juliane,

als ihr Mann ebenfalls hinzutrat und mit hervorbrechendem Unmuth sagte:

„Donnerwetter auch, albernes Ding! Thu, was Dir befohlen wird!“

„Sie hat mich geschlagen!“ erwiderte Nettl anklagend.

„In drei Teufels Namen, dafür ist die Bas' die Frau im Hause!“ versetzte er streng, „und Du hast ihr, so lange Du noch da bist, Folge zu leisten! Verstanden?“

Nettl begab sich, völlig verblüfft, ohne weiteren Widerspruch in den Stall, um schweigend ihrer Pflicht nachzukommen. Sie that überhaupt von da an still und einsilbig ihre Arbeit und gab selbst auf Susels Fragen nur kurze Antworten: ja! sie wisse nicht! es könne wohl sein! — In mittheilsamerer Laune jedoch berichtete sie dereinst: sie habe sich nach Klingen verdungen zu guten Leuten; sie habe noch manchen andern Platz erhalten können, — es fehle daran nicht, und so weiter. Frau Juliane dagegen wollte diese Nettl kaum mehr in der Stube leiden und saß wie ein Pulverfaß in derselben, als Stoffel eintrat und ihr sagte, sie solle einmal zur Großmutter kommen.

„So! Was will sie?“

Stoffel sagte achselzuckend, er wisse das nicht, aber sie habe mit ihr zu reden.

Frau Juliane ging hinüber, die Treppe hinan und weilte eine ganze Stunde am Bette der alten Schwieger. Was da drüben gesprochen wurde oder vorging, hat man nie erfahren können. Allein, Frau Juliane kam mit gespannter Miene wieder zurück. Doch erfolgte an jenem Tage, da die Kastanien aus den Hülsen getreten, Abends die Nüsse gekernt werden sollten, nichts Ungewöhnliches, als daß der Vetter Jokeb aus seinem Hause herüberkam, um in Heinrichs Abwesenheit mit Frau Julianen allein zu sprechen. Der stattliche Mann hatte eine sehr einfache und doch wuchtige Art, sich auszudrücken.

„Gleich?“ fragte er zurück. „Gleich willst Du sie fortschicken? Ueberleg' Dir's zweimal. Reiß' den Leuten die Mäuler nicht auf! — Sei einmal vernünftig, Juliane, drück' ein Auge zu und mach' keinen Lärm. Dein Haus hat nur zu oft schon zu reden gegeben. Wie so? Nun, Du weißt ja. Wundern darf man sich nicht, wenn eine schon ältere Frau einen jungen Mann hat. Fahr' nur auf mit rothem Kopf! So hast Du's von je gemacht, nicht darnach gefragt, was sich gehört, was sich schickt — nur Deinem heißen

Kopf gefolgt, gleichviel obs Vortheil bringt oder nicht."

„Hab' ich nicht selbigesmal von dem Michel Münster gelassen, der jetzt ein großes Thier ist?" warf Frau Juliane finster ein.

„Ah, das machst Du Dir selber weis," fuhr Vetter Jokeb fort. „Er hat Dich gar nicht gewollt, sondern meine Margereth. Und da hast Du den Adam genommen, seines Geldes wegen, aber nicht" — fügte er mit spöttischem Nachdruck hinzu — „aus Liebe."

„Wo hätte sie herkommen sollen!"

„Ganz recht. Der Henrich hat dann Dich genommen, die vermögliche Wittfrau, Du ihn aus — Neigung! Hättest Du wieder nach Geld geheirathet und nicht aus Neigung, Du säßest jetzt nicht da in Feuer und Flammen! Meine Margereth hat mich nicht aus Liebe genommen und sitzt gut. Also red' nicht weiter davon, still darüber. Weißt Du, wenn Du gescheidt bist, hast Du jetzt einen Vortheil über ihn; nütz' ihn aus; halt ihn kurz! Wer sich aber die Nase abschneidet, verschändet sein Gesicht. Und wie man sich bettet, so liegt man. Ueberleg' Dir zweimal, was Du thust. Das größte Leid thut man sich selber an! — Mit einer Hand voll Kronenthalern deckt man

jeden Makel zu. Denk' an Deine Familie, Deine Kinder. Da ist Deine Eve mit ihren Kleinen, die ihrem Manne schon zu viel werden. Sie thät' auch besser, nicht gleich so zu schreien, wenn sie etwas mit ihrem Jerg hat, daß man's drei Häuser weit hört. Da ist der Stoffel, wird auch bald heirathen wollen …"

„Gieb ihm Deine Grethel!" fügte Frau Juliane rasch ein.

„Ist Nichts für ihn! Er ist einer von den Heimlichen!" erwiderte der stattliche Mann kurz, indem er das Zeichen des Trinkens machte.

„Aber, nicht wahr, für mich war der heimliche Petzer gut genug!" warf Frau Juliane Groß vorwurfsvoll ein.

„Das ist etwas ganz Anderes. Und was Deine Susel betrifft, na, der Hannes wartet auf sie, das ist ja ausgemacht. Und für Andere, die sich daran stoßen könnten, nun, wie gesagt, eine Handvoll Thaler deckt viel zu, und nach etlichen Jahren fragt kein Mensch mehr darnach. Also nimm Deinen Vortheil in Acht und denk' daran, was ich gesagt: Das größte Leid thut man sich selber an."

Der Mann hatte Recht, und seine Worte verfehlten ihres Eindrucks nicht. Nur darin gab er

sich einer Täuschung hin, wenn er meinte, eine Handvoll Geld decke jeden Makel. Das ist am wenigsten auf dem Lande der Fall, wo die Sitteneinfalt noch groß genug ist, Weib oder Mann dem öffentlichen Urtheil verfallen zu lassen, wenn sie strauchelten.

Zwölftes Kapitel.

Gehen und Kommen.

So wurde das Aufsehen vermieden, welches die Entfernung einer Magd vor der gewohnten Frist erregt haben würde. — Es war ein trüber Advent für das Töchterchen des Hauses, das sich in all das unangenehme gespannte Wesen um sie her nicht zu finden wußte und nicht entfernt ahnen konnte, worum es sich eigentlich handelte.

Und nun kam Weihnachten, die verhängnißvolle Zeit auch für das Hauswesen. Denn mit ihr beginnt das wirthschaftliche neue Jahr auf dem Lande, mit den Tagen der Wintersonnenwende. Am zweiten Festtag, auf St. Stephan, ist der Wandel- und Wandertag des Gesindes, wo es den seitherigen Dienst verläßt und das Haus der neuen Herrschaft bezieht. Mit der an-

genommenen mürrischen Verschlossenheit rüstete Nettl noch immer zum Abzug, als sich auf der Gasse schon ein ungewohntes Leben kundgab. Die Knechte durchritten nochmals das Dorf mit knallenden Peitschen, und Nettls bunt angestrichene Kiste, in welcher sich ihre gesammten Habseligkeiten befanden, war schon in die Hausflur herunter gebracht, wo Susel zum letzten Mal das roth, gelb und blau gemalte feurig flammende Herz auf demselben betrachtete, wie sie es schon als kleines Kind gewohnt war. Der Knecht Hanjerg war bereits nach Niederhorbach gefahren, um die neue Magd mit ihrer Kiste dort abzuholen. Während Andere schon singend kamen und singend abfuhren, die Peitschen der Fuhrleute mit flatternden Bändern durch die Gasse knallten, kam auch der Knecht von Klingen vor das Haus gefahren; und Nettl ließ sich's nicht nehmen, dessen Kappe, Peitsche und die Pferdekummete ebenso mit bunten Bändern auszuputzen, wie alle andern geputzt waren.

„Geh' in den Keller," sagte Heinrich Groß zu seinem Stiefsohn, „hole der wegziehenden Magd die Weinflasche für den Fuhrmann, damit sie den Wein nicht etwa im Wirthshaus kaufen muß."

„Soll ich vom Guten nehmen?“ fragte Stoffel, bei sich vielleicht denkend: Hagar gab man blos Wasser und Brod.

„Meinetwegen!“ sagte der Vater.

Einige Freundinnen der abziehenden Magd halfen die Kiste auf den Karren heben. Und nun endlich nahm Nettl Abschied, — zuerst bei der Großmutter und der tauben Aplone. Dann kam sie nochmals herüber in die mit weißem Sand bestreute Stube, wo Alle im Festanzug versammelt waren. Nun reichte sie dem Stoffel flüchtig die Hand mit einem lauten Adjes! während er einfach sagte, sie solle sich gut halten. Fest und bestimmt klang auch das Abschiedswort, da ihre Hand nun in jener der Bas' Juliane lag — ja, das „Adje, Bas!“ klang hart.

„Bleib gesund, Nettl,“ sagte die Hausfrau kühl, „und sorg' dafür, daß Deine neue Herrschaft zufrieden mit Dir ist.“

„Daran wird's nicht fehlen!“ erwiderte sie ungerührt und wandte sich dahin, wo Susel harrte.

Für diese war es keine leichte Aufgabe, sich von der Magd zu trennen, die ihr so lange eine Hausgenossin gewesen war. Aber eine Beklommenheit, wie sie solche jetzt empfand, als die runde,

dralle, schwärzliche Nettl zum letzten Gruß an sie heran trat, während die Freundinnen draußen schon Karren und Kisten erkletterten, war noch bei keinem Abschied über sie gekommen. Entschlossen war Nettl herangetreten und reichte dem Mädchen die Hand.

„Adje, Susel, bleib so gut, wie Du alsfort gegen mich gewesen bist!“ sagte sie mit einer Stimme, durch die zwar einige Bewegung zitterte, welche jedoch noch immer fest klang, während Susel kaum ein Wort zu sagen wußte und mit Thränen rang.

Auch Nettl erschien ergriffen, als sie sich mit raschem, doch etwas schwankem Schritt dem Hausherrn zuwandte, der sich jetzt vom Fenster abkehrte, durch welches er leise pfeifend auf die Straße geschaut hatte.

„Adjes auch, Vetter!“ sagte Nettl mit niedergeschlagenen Augen und auffällig herabgestimmtem Klang der Stimme, ungewöhnlich leise und merklich bebend, da er für einen Augenblick ihre Hand in der seinen hielt.

„Adje!“ erwiderte er ruhig, wandte sich sofort wieder gegen das Fenster, pfiff jedoch nicht mehr, während Nettl nun doch erschüttert und mit schwimmenden Augen rasch der Thüre zuschritt,

im Flur sich nur so lange aufhielt, um die dunkeln Wimpern zu trocknen, worauf sie sich mit Hilfe der Freundinnen, die ihr die Hand reichten, behend über das Rad schwang. Während Stoffel die Flügel des Hofthores aufriß, schenkte Nettl dem Fuhrmann in einem mitgebrachten Becher ein. Man trank, die Peitsche knallte, und im nächsten Augenblick war das Gefährt draußen auf der Gasse; die Thorflügel fielen zu, und Nettl stimmte mit ihren Freundinnen das Lied an, das damals gern gesungen wurde:

„Einstmals fuhr ich auf der See,
Fürcht' das Schiff möcht' untergehn!“

In der Stube war eine tiefe Stille eingetreten. Die Mutter sah nach dem Vater, der noch immer schweigend durch das Fenster schaute. Aber Susels Herz seufzte erleichtert auf, froh, daß der Auftritt vorüber war, ohne daß etwas Besonderes, Unbestimmtes eintraf, das sie gefürchtet hatte. Dann suchte sie die Küchenecke auf und weinte eine Weile vor sich hin.

Der Eindruck des Abschieds der seitherigen Magd wurde bald durch den Willkomm der neuen verwischt, da sich das wohlbekannte Peitschenklatschen Hanjergs schon aus einiger Entfernung

vernehmlich machte, so daß Stoffel sich wieder beeilte, die mächtigen Thorflügel zu öffnen. Singend kam auch die Nachfolgerin Nettls mit ihren Freundinnen an, hatte eine ähnlich bemalte Kiste, die auch sofort in die Mägdekammer gebracht wurde, und stellte sich nun dem „Vetter“ und der „Base“ vor, worauf sie sofort in die Küche ging, den Herd umschritt und einige Scheite ans Feuer legte, dann einen Kübel voll Wasser holte, wie das so Sitte ist. Es war ein kräftiges, gut gewachsenes Mädchen, etwas größer als Nettl, mit einem offenen, gutmüthigen, ehrlichen Gesicht, bescheidenem Blick und einer sittsamen Haltung. Sie diente, weil sie als Waisenkind einer Unterkunft bedurfte, besaß, wie sich ergab, ein hübsches Erbe von ihren verstorbenen Eltern, und hatte einen Schatz, der jetzt in München bei den Kürassieren diente, weil er nicht Alles daran setzen wollte, um sich einen Einsteher zu stellen. Das Alles gab einige Gewähr für ihr gutes Verhalten, und auch ihre Dienstzeugnisse waren die besten.

Amy war denn auch ein einfaches, aller Gefallsucht abholdes Mädchen, gefällig ohne Augendienst, bestrebt, ihre Pflicht zu thun und die Zufriedenheit ihrer Herrschaft ohne Wohldienerei zu erwerben, und derselben von Herzen zugethan.

Leicht fügte sie sich denn auch in die Ordnung des Hauses, das ihr eine Heimstätte bot. Schien doch auch die feindliche Spannung in demselben mehr nachgelassen zu haben, seit Nettl fort war.

Daß aber Amy bei aller Harmlosigkeit dennoch einen festen, entschlossenen Charakter hatte, das drängte sich eines Tages dem Töchterchen des Hauses überzeugend auf, da Hanjerg in den Wald gefahren und der Vater mit dem Häckchen auf der Schulter ins Feld hinaus gegangen war, nach den Bruchwiesen im Gemark von Klingen. Susel wollte in den Stall, um mit Amy zu plaudern, fand sie jedoch dort nicht und trat in die Tenne unter dem Heuspeicher, als sie heftiges Sprechen vernahm. Sie unterschied deutlich Amys Stimme, die da sagte:

„Wenn Du mich nicht ein für allemal in Ruhe läßt, renn' ich Dir, so wahr mir Gott helfe, den Heuhaken in den Leib!"

Susel erschrak nicht wenig. Was war die Veranlassung zu dieser leidenschaftlichen Drohung, die so gar nicht mit dem sonstigen Wesen Amychens übereinstimmte? Betroffen zog sie sich etwas zurück, als jetzt Jemand die zum Heustall führende Leiter herunterkam und die Scheuer rasch verließ. Sie hatte ihren Bruder Stoffel

erkannt. Wie kam der dazu, Amy in solchen Zorn zu versetzen! Ganz betreten verließ Susel mit ihren Gedanken die Scheuer. Amy aber, als sie wieder mit ihr zusammentraf, sah wohl ernster als gewöhnlich aus, verlor jedoch kein Wort über den Auftritt, und sie darum zu fragen, hielt Susel ein unbestimmtes Gefühl der Scheu ab.

Es traten indeß Ereignisse ein, welche das in der Scheuer Vernommene in den Hintergrund drängten.

Eines Abends — es ging schon stark ins Frühjahr hinein, und Gewölk bedeckte den Himmel — wollte Susel noch bei Beginn der Dunkelheit in den Garten hinter der Scheuer, um etwas Schnittlauch zu holen. Sie bemerkte, daß sich Hanjerg im Garten befand und nach dem Hollerbusch hinging, um, wie es schien, die dortige Thür im Zaun zu schließen. Jetzt hörte sie Jemand mit halb unterdrückter Stimme rufen und sich kundgeben. Die Stimme war ihr nicht völlig fremd, — sie mußte dieselbe schon einmal vernommen haben, konnte sich jedoch nicht entsinnen, wo und von wem. Dem Klange nach mußte es eine schon ältere Frau sein, die da flüsternd, doch völlig verständlich rief:

„Hanjerg! Bst! Bst! Hanjerg!“

„Was giebt's denn?“

„Hanjerg, bist Du's?“ fragte dieselbe Stimme vom Hollunderbusch her. Zu sehen war Niemand.

„Ja. Und was wollt Ihr?“

„Sag', er soll kommen, heute noch.“

„Kommen? Wohin?“

„An den großen Sperbenbaum, heut in der Nacht gegen neun Uhr.“

„Was fällt Euch ein, Benkerten. Ich richt's nicht aus,“ versetzte Hanjerg. „Ich werde mich hüten! Und er wird nicht kommen.“

„Er hat's feierlich versprochen zu kommen, wenn er gerufen wird, bei Tag oder Nacht, bei Regen oder Schnee und jeglichem Unwetter,“ erklärte die fremde Stimme. „Und sei es am Tisch oder Altar, bei der Arbeit oder in der Ruhe, sei es wo und wie es sei, er wolle kommen, wenn er gerufen wird. Sag's ihm, Hanjerg, sei so gut.“

„Ich sage ihm nichts,“ versetzte Hanjerg bestimmt, „und er wird nicht kommen.“

„Dann komm' ich!“ erklärte die Stimme drohend.

„Ihr? Laßt Euch rathen und thut's lieber nicht!“ bemerkte Hanjerg in den Hollunderbusch

hinein, hinter welchem draußen Jemand am Zaun zu stehen schien. „Nehmt Euch in Acht! Es könnt' übel für Euch ausschlagen."

„Meinethalben! Kommt er nicht, so komm' ich. Darauf kannst Du Dich verlassen!" sagte das Weib.

„Bleibt mir mit Euren Geschichten vom Hals, Benkerten," sagte jetzt Hanjerg. „Und macht jetzt, daß Ihr fortkommt!"

Susel hörte noch ein böses Murren, Schelten und Fluchen, das sich mehr und mehr in die Dunkelheit hin entfernte. Dann schien Hanjerg die Zaunthüre dorten zu verriegeln und kam hierauf den Gartenpfad herunter, nicht wenig befremdet, das Töchterchen des Hauses zu treffen.

„Hanjerg," fragte Susel, „wer war es denn? Was hat sie denn gewollt? Wer soll kommen?"

„Nichts ist's, Alles nichts!" antwortete der treue Knecht. „Eine Bettelfrau — nichts weiter. Ich werde heute die Thüren nach dem Garten zu alle festmachen müssen. Eine Landstreicherin ist's, die da hinterm Dorfe umherschleicht."

Susel erkannte, daß sonst nichts Weiteres aus ihm herauszubringen war. Was konnte sie auch wollen? Susel sann noch immer darüber nach, wem die Stimme angehören möge, konnte

sich jedoch nicht entsinnen. Da es indeß völlige Nacht geworden war, kehrte sie gedankenvoll in die Küche zurück, wo Amy am hellen Feuer stand und ihr nun Einzelnes aus dem Briefe mittheilte, den sie von ihrem Mathes aus München erhalten hatte. Allein, so groß des Mädchens Theilnahme war — die Gedanken an das Weib hinterm Hollunderbusch legten sich wie trübes Gewölk um ihr Gemüth.

Dreizehntes Kapitel.

Es ward Nacht.

Es war schon tiefe Nacht. Weder Mond noch Sterne schienen. Und da das Spinnen der vorgerückten Jahreszeit wegen in den meisten Häusern schon aufgegeben war, sah man nur wenig beleuchtete Fenster mehr. Das Horn des Nachtwächters hatte schon die zehnte Stunde angekündigt, Susel und Amy sich in ihre Kammer zurückgezogen; und auch Stoffel war schon unter die Decke gekrochen, das Licht in der Großmutter Stube ausgelöscht, Thür und Thor verschlossen — als der Hofhund anschlug und draußen am sogenannten Nadelöhr, der gewohnten Einlaßpforte, sich noch ein Geräusch kundgab, als hebe Jemand, Einlaß begehrend, die Klinke. Das Geräusch hielt nach, wurde lauter — die Klinke wurde

rascher gehoben und rasselte jetzt, daß der Hund an der Kette raste.

„Kannst Du denn nicht nachsehen, wer draußen ist?“ sagte Frau Juliane etwas unwirsch, wie jetzt immer, zu ihrem Henrich, der mit ihr noch in der Wohnstube saß, jedoch ohne ein Wort zu sprechen die Bibel vor sich, wie jetzt immer, wo die Abende daheim ihm Langeweile brachten.

Er erhob sich von der Bank hinterm Tisch, öffnete ein nach der Gasse gehendes Fenster und fragte in die Nacht hinein, wer da sei? Ob Jemand herein wolle?

„Ja Groß,“ sagte eine Weiberstimme. „Ich.“

Dieser wich totenbleich mit unverholener Bestürzung zurück, unschlüssig ob er das Fenster offen lassen oder schließen solle, überhaupt ohne zu wissen, was zu thun sei.

„Na, was geht denn vor?“ sagte Frau Juliane, sich aus dem Lehnstuhl beim Ofen aufrichtend, indem sie selbst an das zweite Fenster trat, es heftig aufriß und hinaus fragte:

„Wer da?“

„Ich bin's, Frau Groß! Ich!“

„Wer?“

„Die Mutter der Nettl!“

„Ihr, Benkerten?“ fragte jetzt Frau Juliane

mit angehaltenem Athem, leise und höchlichst befremdet. „Was wollt Ihr denn?"

„Macht nur auf, laßt mich hinein und Ihr werdet hören!"

„Was ist denn das für eine Frechheit, in der Nacht noch in fremde Häuser dringen zu wollen?" versetzte Frau Juliane. „Könnt ihr nicht morgen, übermorgen kommen — oder am liebsten gar nicht?"

„Ich muß heute noch hinein!"

„Freches Weibsbild!" ließ sich jetzt in aufflammendem Zorne Frau Juliane vernehmen. „Macht daß Ihr fortkommt, oder ich —"

„Macht mir auf, Frau Juliane," sprach jetzt die draußen, „oder ich kreisch' laut in die Nacht hinein, was ich Euch im Vertrauen sagen wollte, daß es alle Welt hört. Macht auf der Stelle auf!"

Erbleichend mit einem fürchterlichen Blick auf ihren Mann sagte jetzt Frau Juliane zu diesem: „Laß sie herein!"

Heinrich Groß ging denn auch ohne Widerrede hinaus durch den Flur in den Hof. Man hörte ihn die eigentliche Hausthür öffnen, den Hund beschwichtigen, man hörte seine „Schlappen" an den Füßen seltsam auf der Staffel und dann auf

den steinernen Platten draußen schlürfen, bis er zur Pforte des Nadelöhrs gelangte. Mit unsicheren, zitternden Händen mochte er nach dem Riegel und nach dem Schlüssel greifen, der von innen im Schlosse steckte. Denn es dauerte eine Weile, bis er öffnen konnte. Und nun trat er zurück und ließ das Weib ein.

Sie stieß in der Dunkelheit an ihn.

„Wäret Ihr gekommen, käme nicht ich jetzt," sagte sie. „Nun gehe es, wie es will, da sie es weiß. Es ist jetzt Alles gleich."

Außerdem fielen weiter keine Worte. Groß drehte mechanisch wieder den Schlüssel und schob den Riegel vor. Kein Laut als ihr und sein Tritt ließ sich noch vernehmen. Nur einmal gab sich ein leises Geräusch kund, als ob drüben im Nebenbau ein Fenster heimlich zurückgezogen würde.

Die fremde Frau trat indes mit dem Hausherrn über die Schwelle in den Flur, in die Stube. Dann wurde die Thür ebenfalls von innen verriegelt, und es erfolgte drinnen ein furchtbarer Auftritt.

Heulen, Flüstern, Aufschreien, Drohungen, Flüche und Beschwichtigungen reihten sich aneinander, daß die Tochter des Hauses, welche in

der Stube jenseits des Hausflurs schlief und von dem Geräusch erweckt worden war, ohne daß sie ahnte, was es sei, im Innersten erbebte und meinte, ihr Herz wollte ihr erstarren.

Großer Gott, was sollte das Alles bedeuten? Was ging vor? Wer war da inmitten der Nacht ins Haus gedrungen? War es die alte Frau, die Abends am Hollerstock gestanden und dem Hanjerg zugerufen? Ja, die mußte es wohl sein, sie glaubte jetzt deren Stimme wieder unterscheiden zu können in dem heftigen Gezänk! — Allein plötzlich ward Alles ruhiger. Dann erfolgte tiefste Stille, nur unterbrochen von einem Klange, als würden viele schwere harte Thaler auf den Tisch gezählt. Dann nur noch ein lautes befehlendes Wort von den Lippen der Mutter: „Ihr unterschreibt!“ Dann wieder eine tiefe Ruhepause. Endlich ein leises Geräusch, als ob Jemand Geld vom Tische nehme. — Jetzt ward von innen ein Riegel zurückgeschoben, die Thür der Wohnstube drüben öffnete sich; man trat in den Flur heraus, und die Stimme der Mutter ließ sich in den Worten vernehmen:

„So! jetzt regt und rührt Euch nicht mehr, zuckt nicht mehr! Laßt Euch auch nicht mehr blicken. Und hör' ich noch ein einzig Wort, daß Ihr derartige Reden führt, nur ein einzig Wort:

so laß ich Euch als schlechtes Weib wegen Verleumdung, Ehrabschneiderei und Erpressung vor die Schranken des Gerichts belangen, und da kriegt ihr fünf, sechs Jahr auf den Buckel, wie nichts. Daß Ihr gesetzlich keinen Anspruch habt, selbst wenn sich die Sache so verhielte, daß der Code Napolèon, der bei uns gilt, nichts von Ersatzansprüchen in solchen Sachen weiß, wird Euch auch bekannt sein. Macht nun, daß Ihr Euch und Eure — — — in's Unglück, in's Zuchthaus, oder gar auf die Galeeren bringt, wenn Ihr noch ein einziges solches Wort verlauten laßt. Verstanden? He? Hier Eure Unterschrift! Hör ich nur noch das Mindeste, laß ich Euch durch Gendarmen holen und Ihr müßt herausrücken und kommt wegen Erpressung vor Gericht. So! Und jetzt geht in aller Stille — zuckt nicht mehr! Adje! Macht, daß Ihr fortkommt!"

Dann wurde die Hausthüre aufgeriegelt; wieder ließen sich Tritte auf den Steinplatten draußen hören; der Eingang zum Hofe wurde auf- und wieder zugeschlossen; ein Schlürfen bewegte sich zaghaft, schwankend wie das eines Trunkenen nach dem Hause, über den Flur, in die Stube zurück; und dann war Alles still. So still, daß es Susels Herz beengte, daß sie sich

aufrichtete, ob kein Ton, kein Laut dieses dumpfe Schweigen der Nacht unterbreche. Nichts ließ sich vernehmen. Es blieb Alles still. —

Erst spät in der Nacht umfing Susannen wieder der Schlummer. Als sie anderen Morgens erwachte, war es ihr, als hätte sie einen schweren, schweren Traum geträumt, von dem sie jedoch nichts Bestimmtes mehr wußte.

Die Mutter sah noch härter als sonst aus. Der Vater saß mit einem seltsamen Ausdruck, wie blödsinnig, oder als sei er über Nacht um zwanzig Jahre älter geworden, auf der Bank am Ofen. Seine Haare sahen wie bestäubt aus, seine Augen müde, und in den Winkeln traten unzählige kleine Runzeln hervor. Nur Stoffel hatte einen verhältnißmäßig heitern, aber frechen Blick und trug eine höhnische Miene zur Schau. Nahe an die Mutter herantretend, die mit den Fäusten in den Hüften am Fenster stand, fragte er vertraulich:

„Die Nacht hat wohl einen gefüllten Strumpf gekostet?“

„Nein!“ sagte sie.

„Ihr habt's etwa doch nicht aus der Gesammtmasse genommen?“

„Du büßest dabei nichts ein, Schleicher!“ sagte sie abweisend.

Auch die Großmutter schien, als Susel in Abhaltung der alten Aplone den Kaffee in den Nebenbau brachte, außerordentlich guter Laune, in die sich des Mädchens ahnungsloses, aber bedrücktes und banges Gemüth nicht zu finden wußte.

Im Uebrigen ging das Leben seinen ruhigen Gang. Hanjerg pflügte draußen im Gefilde, Stoffel stand mit Anderen im Weinberg beim Rėbenschneiden. Nur der Vater saß daheim, theilnahmlos, als spüre er keinen Drang mehr ins Feld, keine Lust unter die Leute zu gehen, oder sich umzusehen, wie die Frühjahrsarbeit gedieh, — ja, nicht einmal die Kirche besuchte er mehr. Sein Sitz im Kirchenstuhl des Presbyteriums war leer und blieb leer, und auch im Gemeinderath ließ er sich nicht mehr sehen. Er schien gleichgiltig gegen Alles, was sonst seine Theilnahme erregt hatte. Dabei sah er so seltsam verstört aus. Susel wußte sich gar nicht mehr in ihn zu finden.

Noch mehr drängte sich ihr die auffällige Veränderung im Wesen ihres Vaters auf, als sie eines Abends, da Amy sich früh niedergelegt

hatte, noch in der Wohnstube an einer Näherei saß, während Vater und Mutter in der anstoßenden Alkove miteinander sprachen. Sie schienen die Anwesenheit der Tochter in der Stube vergessen zu haben.

„Natürlich,“ sagte die Mutter, in einen lauten Ton verfallend, „Du hättest nichts dagegen; natürlich! Das sieht Dir gleich!“

„Na, ja!“ sagte er mit beschwichtigendem Einwurf. „Es kommt doch nicht immer auf Geld und Gut an.“

„Das sind Schneckentänze!“ fuhr die Mutter heftig heraus.

„Aber, Juliane“, meinte der Vater gelassen, „Du hast mich doch auch genommen, und ich bin kein reicher Mann gewesen.“

„Mußt mich auch noch an meine schwerste Sünde erinnern!“ rief jetzt Frau Juliane überlaut „Es ist auch darnach ausgefallen!“

„Um Gotteswillen, Mutter, nicht so!“ mahnte und bat jetzt die Tochter von der Stube her. „Man hört es ja drei Häuser weit. Was sollen sich denn die Leute denken?“

„Ah!“ machte die leidenschaftliche Frau, als sei ihr das jetzt ganz gleich. Dennoch mäßigte sie sich insofern, als sie etwas gelassener beifügte:

„Es donnert zuweilen in jedem Haus, wenn man's außen auch nicht blitzen sieht. Freilich, es kommt nun einmal auf den äußeren Schein hinaus. Man hängt seine Schande den Leuten nicht gern auf die Nase. Und nun still. Geh schlafen!"

Schande? — Susel erstarrte fast und vermochte sich kaum noch zu erheben, um sich über den Flur nach ihrem Schlafgemach zu begeben. Welche Schande? Was war die Ursache dieses bösen Wesens im Hause, — was der Grund dieser schlimmen Wandelungen? Ja, durch das Haus, so beneidenswerth, so friedlich und freundlich nach außen, ging ein finsterer Geist — ein Geist des Argwohns und des Vorwurfs und der Entfremdung.

Als Susel später noch in die Küche ging, um sich ein Glas Wasser zu holen, machte sie die Wahrnehmung, daß die Eltern noch nicht beruhigt waren. Aber, waren es denn auch die Eltern? — horch, welch' seltsam bedrückte Stimme sprach da.

„Kein böser Gedanke war über mich gekommen bis zu dem Augenblick."

„So", fiel eine andere Stimme ein, „nun habe ich noch die Schuld!"

Und nun klang wieder jene seltsame klagende

Bitte, nicht so hart zu sein, an ihr Kind zu denken, es nicht unglücklich zu machen, sondern es in unwissender Unschuld dahin leben zu lassen.

„Ich weiß schon selber, was ich zu thun habe," lautete die Entgegnung, worauf nach einer Pause wieder eine leise, beklommene, demüthige Klage erfolgte.

War denn das die Stimme dessen, der sonst so gelassen seinem Worte Geltung zu verschaffen wußte? Wenn, o Gott! was war aus ihrem Vater geworden, daß er so flehend sich äußern, solchen Antworten sich aussetzen konnte, — er, der sich sonst so entschieden in Achtung zu setzen verstauden. Aber nein, es konnte ja nicht sein, wenn es zu dem Wechsel in seinem Benehmen nicht übel stimmte; — so gründliche Umwandlung in den Verhältnissen zur Mutter war ja unmöglich. Wenigstens vernahm Susel jetzt nichts mehr. Zudem war ihr nicht unbekannt, welchen wunderlich veränderten, kaum mehr zu erkennenden Charakter Stimmen, durch die Wand vernommen, annehmen. Auch wußte sie, wie weit in der Nacht der Klang von Lauten, auch menschlichen, durch Wände, Balken fortgeleitet werde. Vielleicht war es ein Gespräch im Nachbarhaus gewesen, das sie ver-

nommen. Und je mehr sie wünschte, daß es so sei, desto mehr war sie davon überzeugt.

Immerhin suchte sie auch an jenem und an manchem folgenden Abend mit beklommenem Herzen ihr Lager. Und am Tage sah sie ihre Umgebung oft mit Blicken an, die eine flehende Frage nach dem Grund dieses trüben Wesens enthielten.

In wachsender Menschenscheu verließ ihr Vater fast nicht mehr das Haus, und wenn er einmal ausging, dann ungesehen durch Scheuer und Garten in's Feld, wenn es draußen am menschenleersten war, in der Zeit zwischen Saat und Ernte. Dagegen ging er rastlos im Hause umher, als ob ihn eine innere Unruhe quäle und von einer Stelle zur andern treibe. Um das, was draußen vorging, kümmerte er sich nicht, auch nicht um die Gemeindewahlen, die damals stattfanden. Und Niemand fragte bei denselben nach Heinrich Groß.

In jenen Tagen litt am meisten mit Susel der gute Doktor Flaccus. Wenn sie ihn flehend ansah, um durch ihn zu ergründen, was denn aus ihrem Vater geworden, gewann sein Antlitz einen so trostlos schmerzlichen Ausdruck, daß sich ihr Herz krampfhaft zusammenzog. Und nun

suchte sie nur noch Trost in des Vaters eigenem Antlitz, wenn er kraftlos einherschleichend sich endlich in die Sonne setzte und sein Kind heimlich mit wehmütigen Blicken betrachtete.

„Susel,“ sagte er bei solcher Gelegenheit, „kannst Du mich noch liebhaben?“

„O Vater, lieber Vater!“ sagte sie und fiel schluchzend, sich ganz ihrem Schmerz hingebend, seine Hände fassend, vor ihm nieder. „Was ist Euch? Wie ist es gekommen? Wenn Euch etwas quält, Vater, vertraut mir's an. Ich bin ja Eure Tochter, lieber Vater.“

Lange hielt er ihr Haupt in den Händen, als überlege er still bei sich. Thränen rannen ihm über die fahlen Wangen auf ihr braunes Scheitelhaar. Dann sagte er leise:

„Ich will Dir etwas anvertrauen, mein Kind! Heirath' nicht nach Geld und Gut, nur wen Du lieb hast. Besser trocken Brod in Liebe, denn Braten in Gleichgiltigkeit. Sei standhaft, Kind, und bewahre Dein Herz rein! Bedrängen sie Dich zu sehr — nun, ich habe einen Vetter, ist Lehrer im Unterland, in der Frankenthaler Gegend, — ein braver Mann — der und seine gute Frau, sie haben keine Kinder und nehmen Dich gern

auf, wenn Du in Noth, weil Du mein Kind bist."

Er schien noch weiter sprechen zu wollen, doch vor innerer Bewegung nicht zu können. Aber von jenem Tage an zeigte sich eine merkliche Besserung bei ihm, von der man freilich nicht wußte, ob sie nachhalte. Es war die Zeit der Kornernte gekommen, und es verlangte ihn wieder hinaus — in die Flur, die Leute schaffen zu sehen, selbst mit zu schaffen, wie sonst. Er verlangte selbst hinauszufahren, den ersten Wagen voll Korn zu holen, und zwar sollte man ihm den jungen Rappen zu einem der alten Gäule spannen, jenen der als Füllen so oft aus Susels Hand gefressen hatte.

Hierauf bestand er mit Hartnäckigkeit und war nicht mehr davon abzubringen.

Vierzehntes Kapitel.

Letztes Geläute.

Obwohl im Grunde das junge Roß noch nicht angespannt werden sollte, mußte man dem Manne der sich plötzlich aufzuraffen schien, doch nothgedrungen den Willen thun, da es das Ansehen gewann, als ob mit diesen Wunsch sich seine frühere Energie wieder einstelle und den Bann seiner traurigen Krankheit löse. Er schwang sich auf den leeren Wagen, nahm die Peitsche in die Hand, klatschte, daß es in allen Räumen des Hauses hallte, faßte die Zügel fest und fuhr stehend zum Hofthor hinaus, das der Hanjerg sperrweit geöffnet hatte. Nun beeilte dieser sich es schnell wieder zu schließen und dem Fuhrwerk nachzugehen, wie Susel es gewünscht hatte, da sie von dem Thun des Vaters kein Auge ver-

wendete und ihm noch durchs Fenster nachblickte, als der Wagen unter Peitschenknall zum Dorf hinausrasselte.

Es war ihr, als sei nun Alles gut, und später solle es noch besser werden. — Sie nahm sich vor, dem Vater im Garten einen Strauß zu pflücken. Sie war wieder allein zu Hause, die Mutter ebenfalls draußen auf dem Felde, um Aufsicht zu führen, während Amy bei der Arbeit half. Nur die alte Aplone saß drüben auf der Staffel des Nebenbaus und putzte Salat für den Abendtisch. Es war Susel um das Herz, Jemandem etwas zu Liebe zu thun. So eilte sie in den Keller und holte einen halben Schoppen von dem guten goldbraunen Wein, den sie der getreuen Aplone bringen wollte, deren alten Knochen solcher Trank sicher gut that. Da die Eingangsthür neben dem Thor offen stand, eilte sie hinzu, um sie zu schließen, als in demselben Augenblick Jemand draußen vorüber ging und so rasch auf sie zutrat, daß sie im ersten Schreck fast das volle Glas fallen ließ.

„Ah," sagte Schorsch, „da komme ich gerade recht. Willst Du mir's zubringen, Susel?"

„Recht gern!" Sie nippte und reichte es

ihm hin, indem sie mit einem verschämten Wonnegefühl wahrnahm, daß er wirklich trank, von dem durch ihre Hand kredenzten Wein ihres elterlichen Hauses trank. Das Glas zurückgebend sagte er:

„Ich bin eigentlich gekommen, um Abschied von Dir nehmen zu können. Morgen geh' ich in die Fremde. Aber hier am Eingang ist wohl nicht der Ort, wo ich Dir sagen kann, was ich möchte. Komm in einer Viertelstunde hinter das Haus, in den Garten, an den Hollerbusch, der Dir besser bekannt sein wird, als mir. Willst Du?"

Susel zögerte; ihr Herz klopfte.

„Wir sehen uns drei, vier Jahre nicht wieder."

„O Gott, so lange!"

„Dein Vater ist doch wieder besser," fuhr Schorsch fort. „Du bist allein, Niemand um den Weg. Kommst Du, Susel?"

„Ich will sehen!" sagte sie. „Ich muß ohnehin für meinen Vater einen Strauß pflücken."

Das war ihre Zusage; und sie trennten sich rasch, worauf Susel der alten Aplone den Wein brachte, den diese mit Dank annahm. Das junge Mädchen sah mit Herzklopfen dem Augenblick ent-

gegen, wo sie ihrem Versprechen nachzukommen gedachte. Durfte sie denn wirklich eine solche Bestellung annehmen? Allein sie hatte sich ja ohnehin vorgenommen, in den Garten zu gehen, um ihrem Vater einen Strauß seiner Lieblingsrosen zu binden. So traf es sich glücklich, und sie konnte Schorsch, den sie auf so lange Zeit hinaus nicht mehr sehen sollte, auch ein Sträußchen zum Andenken mitgeben.

Auf so lange ging er fort? Auf so lange? — Der Trennungsschmerz überkam sie plötzlich. Und dann eilte sie durch Hof und Scheuer in den Garten. Sofort gewahrte sie, daß er noch nicht da war. Nun begann sie die Rosen für den Vater, einen kleinen Strauß, dem sie Vergißmeinnicht beifügte, für den Geliebten zu pflücken. Und jetzt hörte sie leise ihren Namen aussprechen, eilte zum Hollunderbusch und reichte über den Zaun hinweg mit dem Sträußchen die Hand.

„Susel!" rief es in demselben Augenblick von innen her, von der Scheuer aus. „Susel!" Es war die Stimme der Mutter, die, wie sie manchmal zu thun pflegte, vom Feld aus durch das Haus ihrer Tochter Eve ins Dorf zurück und heim gelangt war.

„Zum Abschied einen Kuß, Susel!"

„Nein, nein, laß mich! o Gott!“

Nur ein flüchtiger Händedruck wurde getauscht, und das Mädchen eilte, sich losreißend, zurück.

„Um tausend Gotteswillen, wo steckst Du denn, wo treibst Du Dich herum?“

„Im Garten, Mutter!“

„Was thust Du denn im Garten und läßt das Haus offen stehen?“

„Ich habe dem Vater einen Rosenstrauß gerupft.“

„Wozu denn? Wärst Du in der Stube geblieben! Er kann ja jeden Augenblick mit einer Fuhre Korn heimkommen, und wer soll ihm das Hofthor aufmachen?“ fragte die Mutter vorwurfsvoll, indeß man durch Scheuer und Hof zurückeilte.

„Die Aplone ist ja da!“

„Hört denn die taube Person seine Peitsche knallen?“

Daran hatte das Mädchen allerdings nicht gedacht und mußte sich das Auszanken gefallen lassen. So nahm sie sich denn vor, von nun an auf jeden Peitschenknall in der Ferne zu achten, ob er vom Vater herrühre, um dann sofort das große Hof-

thor zu öffnen und dem mit der ersten Kornfuhre Heimkehrenden ihren Strauß zu überreichen.

Da klapperte es schon durch die Gasse, aber nicht mit Wagengerassel untermischt, sondern als ob einige Reiter ins Dorf hereinsprengten, ja, als ob sie jetzt so dicht vor dem Hofthor hielten, daß Kopf und Brust und Vorderbeine der Rosse derb an dasselbe anprallten.

„Um Gotteswillen, was ist denn da passiert!“ schrie Frau Juliane erblassend auf, während Susel rasch zum Thore eilte, um den Riegelbaum auszuheben, was sie auch mit kräftiger Hand vollbrachte, worauf die mächtigen Thorflügel in den Angeln sich drehend, von selbst aufgingen, in demselben Augenblick aber auch schon der alte Braune und der junge Rappe, mit denen der Vater ins Korn gefahren war, zusammengekoppelt mit funkensprühenden Hufen in den Hof herein sprengten und erst vor dem gewohnten Stall schweißtriefend still standen.

Das verkündete allerdings der Frau und Tochter des Hauses, die vor Schrecken aufschrieen, nichts Gutes. Es dauerte auch kaum einige Minuten, so erschollen Schritte und Stimmen vom Garten durch die Scheuer her; deren Thor wurde von innen aufgestoßen und einige der Tagelöhner

des Hauses brachten mit Hanjerg im Geleit des Doktors Flaccus einen blutenden Mann ins Haus — Heinrich Groß.

Der Vorgang ließ sich im Augenblick nicht genau feststellen; allein darin kamen alle überein, daß die Pferde mit dem Wagen auf der Straße hielten, wo diese nach der Dorfseite hin eine schroffe Böschung hat. Während man nun von dem Acker, der auf der anderen Straßenseite vom Weinberg umschlossen liegt, dem Herrn selbst die Garben emporreichte, da er darauf bestand, dieselben mit eigener Hand zu schichten, mochte der junge Rappe durch Unvorhergesehenes scheu geworden sein und auch den alten Braunen mit in die Bestürzung hinein gerissen haben. Da, als eben Stoffel wieder mit einer Garbe herantrat, machten die Rosse Seitensprünge und zogen, obwohl großentheils abgesträngt, den Wagen mit fort und dem steilen Straßenrand so gefährlich nahe, daß Hanjerg, hinzu springend, mit seinem Messer rasch noch zwei straff gespannte Stränge durchschnitt — leider zu spät. Der Wagen schlug um, den Daraufsitzenden im Bogen weit hin auf den Ackergrund schleudernd, indeß die Pferde wie besessen die Straße entlang gegen Pleisweiler hin sprengten und von dort umkehrend heimjagten.

Es geschah Alles, was geschehen konnte, um den Verunglückten zu retten. Er klagte nicht über Schmerz, sondern lag jetzt still und verhältnißmäßig gelassen. Nun sah er lange seine Tochter an und mit einem so sprechenden Ausdruck, daß sie sich weinend zu ihm beugte und ihm seine Lieblingsrosen in die gefalteten Hände legte, während die Anderen etwas zurückwichen; denn er schien ihr etwas sagen zu wollen. Erst lächelte er dankbar mit einem Blick auf die Blumen, dann sagte er leise, mit Anstrengung und mit dringlichem Flehen:

„Mein Kind, höre mich, neige Dein Ohr zu mir. Hagar — hatte — einen — Sohn. Ha— Ha — gar Ha — ha — ha —“

Er kam nicht weiter, seine Stimme ging in ein unverständliches Lallen über. Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen; sein Auge hing flehend an der Tochter, aber er brachte nicht hervor, was ihm noch auf dem Herzen liegen mochte. Die Anstrengung hatte ihn dabei so erschöpft, daß sich seine Augen schlossen.

„Er schläft!“ sagte Doktor Flaccus. „Vielleicht ist noch nicht Alles verloren. Allein wir müßten so rasch als möglich die Arznei dieses Rezeptes hier haben.“

„Tapfer! Den Grauschimmel gesattelt! Schnell!“ rief Frau Juliane ihrem Sohn Stoffel zu.

Allein der Doktor meinte, das dauere Alles zu lange; junge Beine eines willigen Menschengemüths seien eher wieder zur Stelle.

„So geben Sie mir's!“ sagte Susel, schnell eine neue Schürze umbindend.

„Gott segne Dich, mein Schatz!“ sagte der Doktor, überreichte ihr den Zettel, und Susel flog über die Gasse, über die Wiesen, den Kirchberg hinan, und nun hinunter in die Stadt, in die zunächst gelegene Apotheke.

Die Arznei bedurfte nicht langen Wartens. In Kurzem befand sich Susel mit der Hast eines flüchtigen Rehs wieder auf dem Heimwege. Angst und Kindesliebe beflügelten ihre Schritte. Aber da, wo der abscheidende Weg von der Straße hinweg über den Kirchberg zurück führt, begegnete ihr Schorsch, der von dem verunglückten Stelldichein zur Stadt zurückkehren wollte. Sofort war er an ihrer Seite, war im Besitz ihrer Hand, obwohl sie immer fort drängte.

„Gut,“ sagte er, „ich begleite Dich eine Weile; wir gehen rasch.“ Er hatte von dem Unglück gehört und begriff ihre Eile.

„Ach Gott, laß mich, ich muß laufen!“ sagte sie.

„Ich lauf’ mit Dir!“ entgegnete er, rüstig neben ihr herschreitend. „Wer weiß, wann ich wieder mit Dir gehen kann. Deine Mutter wird schon dafür sorgen, daß Du verheirathet bist, wenn ich wiederkomme.“

„Nein, ich werde nicht verheirathet sein!“ sagte sie vorwärts drängend.

„Willst Du wirklich warten, Susel?“

„Verlaß Dich darauf.“

„Wenn ich’s gewiß wüßte!“

„Es ist gewiß. Und nun lebe wohl, Schorsch; Du kannst nicht weiter, und ich muß heim!“

„Nur noch ein Bischen bleiben,“ bat er, ihre Hand fassend. „Wir sehen uns lange nicht mehr. Drei, vier oder fünf Jahre bleib’ ich aus.“

„Die Zeit vergeht!“ sagte sie weiter drängend.

Er schlang seinen Arm um sie, erklärend, er lasse sie nicht, sie habe ihm denn einen Abschiedskuß gegeben.

„O Gott!“ klagte sie, hin und her blickend. Niemand war um den Weg. So ließ sie sich denn küssen, riß sich los und eilte weiter. „Lebewohl, Schorsch, lebewohl! Auf Wiedersehen!“

„Lebewohl!“ sagte er, nachblickend, wie die

junge schlanke Gestalt, flüchtig davon eilend vollends die Höhe erstieg und hinter derselben verschwand. Dann wandte er sich zur Stadt zurück.

Bereits lag das Dorf Pleisweiler im Schatten der Berge, und die Pappeln im Wiesengrund von Oberhofen warfen schon lange dunkle Streifen auf den grünen Plan, während die Schwalben spielend sich noch im Sonnenschein wiegten, als Susel über die Feldhöhe kommend, wieder das stille Dorf in Sicht bekam und nun durch den Hohlweg hinunter eilte. Horch! da schlug die Glocke an. Es läutete von der Kirche her — am späten Nachmittag zur ungewöhnlichen Stunde.

Susel hielt unwillkürlich an. Warum läutete es denn? Es war die Glocke der protestantischen Kirche, und diese läutete nur des Sonntags zur Kirche und dann zum Wochenschluß, Samstag Abends. Es war aber heute Donnerstag.

Mit einem Male empfand sie eine quälende Angst. Die Leute im Felde riefen einander zu, fragend, für wen es „Zeichen" läute — wer denn gestorben sei. Ueber das Mädchen kam ein banger Schrecken, daß ihr fast die Beine versagten. Dennoch lief sie, wie von Hunden gehetzt, über den Wiesenpfad ins Dorf, als die Glocke noch immer fortläutete: zum Zeichen, daß eben ein

armes Menschenleben seine Seele ausgehaucht habe.

Susel langte mit der Arznei an, zu spät. — Innen ruhte ihr theurer Vater, blaß und bleich, mit den Rosen in der erstarrten Hand, die sie ihm heute gepflückt hatte.

Lange lag Susel dort, die kalten Hände küssend, die so oft liebevoll auf ihrem Scheitel geruht. Endlich wurde sie von Grethels Mutter, der guten stillen Bas Margareth, aufgerichtet und, so weit es verfangen wollte, getröstet. Zu helfen sei nicht mehr gewesen, und mit dem Namen seines Kindes auf den Lippen sei der Vater selig verstorben.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

145
4
580
2320
580
8,120

D^r D^r D^r Zinos D^r

44 25
56
150
125
170
4
680
14
2720
68
9520

15
20

D^r Geor

438.140

100
140 | 438,00
14
70 | 625